
Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aibel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Bethleffen (Königsberg i. Pr.); Prof. Febrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbol (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielle (Sternsdorf b. Mn.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Pfeiler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schulz (Königsberg); Prof. Schulze-Naumburg (Saaleh); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wable (Heidelberg); Prof. Weede (Köln); Dr. Faunert (Wilhelmshöhe); Dr. phil. Hans Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Kecher, Gausgäß bei Leipzig, Ring 55, und Dr. phil. Bruno Kurt Schulz, München, Neubauerstr. 51.

Verlag: J. S. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 2.—, Einzelheft M. 2.—.

Postcheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62739). — Schweizerische Postsparkasse Bern III 4848. Schwed. Postcheckkonto Stockholm 4107.

4. Jahrgang

Heft 2 April (Ostermond) 1929

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Mitteilung.

Herr Dr. Hans Zeiß hat sich zu seinem und unserem Bedauern genötigt gesehen, mit seinem Weggange aus München — er tritt eine Stelle bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt a. M. an — sein Amt als Schriftleiter von „Volk und Rasse“ aufzugeben.

Wir verlieren an Herrn Dr. Zeiß einen Mitarbeiter, der in hingebender Weise für die Hebung des Blattes tätig gewesen ist. Wir danken ihm herzlich für seine erfolgreiche Arbeit und haben ihn gebeten, seine fernere Anteilnahme an der Entwicklung der Zeitschrift durch den Eintritt in das Herausgeberkollegium auch äußerlich zu bekunden.

An Stelle von Herrn Dr. Zeiß tritt mit dem laufenden Heft Herr Dr. Bruno Kurt Schulz, Assistent an der Anthropologischen Staatssammlung, München, in die Schriftleitung ein.

Verlag und Schriftleitung von „Volk und Rasse“.

Zum Preisausschreiben für nordische bebilderte Abnentafeln.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Mit 1 Abnentafel.

Der in Nr. 4 des Jahrganges 1927 dieser Zeitschrift angeregte Wettbewerb hat, wie bereits in Nr. 1 dieses Jahres mitgeteilt wurde, einen über Erwartungen guten Erfolg gehabt: bei sehr starker Beteiligung wurden 3. T. äußerst interessante Abnentafeln geliefert, ein Material, das es verdiente, in einer ausführlichen wissenschaftlichen Arbeit ausgewertet zu werden.

Über jede einzelne Tafel wäre so viel zu sagen, daß dies den Rahmen dieser Zeitschrift bei weitem überschreiten würde, und so sei hier nur eine der Abnentafeln wiedergegeben und zwar die mit dem ersten Preise ausgezeichnete des Herrn Geheimrat v. Schulz-Hausmann.

In dem Preisausschreiben hieß es: „Preise erhalten diejenigen bebilderten Abnentafeln, die nur oder möglichst viele und reine nordische Typen enthalten“. Damit war der Haupt Gesichtspunkt für die Preisverteilung gegeben.

Die nordische Abnentafel wurde gewählt, weil erstens einmal die nordische Rasse für das deutsche Volk die wichtigste ist, abgesehen von allem anderen schon deshalb, weil unser Volk körperlich und geistig aus dem nordischen Germanentum hervorgegangen ist, und weil daher diese Rasse die einzige ist, die in jedem wirklichen Deutschen in größerer oder geringerer Reinheit fortlebt. Daraus ergibt sich auch der zweite Grund für die Wahl gerade dieser Rasse: es dürfte sehr schwer sein, für einen Deutschen eine Abnentafel aufzustellen, die ausschließlich reine Typen einer anderen Rasse, z. B. der „alpinen“ (= „ostischen“), „dinarischen“ oder „mediterranen“, enthält, und auch für die „fälische“ Variante der nordischen Rasse dürften da Schwierigkeiten bestehen, zumal sie sich nicht mit Sicherheit stets von der eigentlichen nordischen Rasse unterscheiden läßt.

Die Arbeit der Preisrichter war aus den verschiedensten Gründen nicht ganz einfach: erstens einmal war die Zahl der guten Abnentafeln so groß, daß die Einordnung in eine nach der Güte abgestufte Reihenfolge 3. T. fast unmöglich war. Zweitens geben Photographien ja kein völlig zuverlässiges anthropologisches Bild, wenn sie — wie bei diesem Preisausschreiben — nicht nach anthropologischen Gesichtspunkten in einseitlicher Orientierung aufgenommen sind. Weiterhin fehlen die für eine sichere anthropologische Analyse notwendige Maße, und diese lassen sich nur bis zu einem gewissen Grade durch beschreibende Ausdrücke wie „langer Hinterkopf“, „langes“ oder „kurzes“ Gesicht u. dgl. ersetzen, besonders weil die Beschreibung nicht durch in diesen Dingen geübte Sachleute geschehen konnte. Bei Abnen, die schon verstorben und vom Einsender nicht mehr zu untersuchen waren, fallen auch die beschreibenden Angaben fort. Weiterhin ist zu berücksichtigen, daß Bilder und Beschreibungen uns stets nur das sichtbare, das „Erfcheinungsbild“ vermitteln können, welches aber über das „Erbbild“, also über den wirklichen Rassengehalt, in erheblichem Maße täuschen kann. Allerdings sind Irrtümer in dieser Hinsicht bei Abnentafeln, die mehrere Generationen umfassen, sehr viel weniger leicht möglich, als beim Einzelindividuum. Ebenso werden sich bei der bebilderten Abnentafel individuelle (besonders die durch Umweltseinflüsse bedingten) Varianten leichter als solche erkennen lassen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus der Frage, in welchem Grade die einzelnen Rassenmerkmale normalerweise variieren; der Beurteiler steht also oft vor dem Problem: habe ich es bei diesem oder jenem Merkmal mit einer Ausprägung zu tun, die sich innerhalb der rassenmäßigen Variation befindet, oder offenbart sich hier der Einfluß einer anderen Rasse? Über diese Dinge wissen wir noch sehr wenig, und gerade die debilderten Abnentafeln sollen ja hier unsere Kenntnisse erst fördern. Ich persönlich habe den Eindruck, als ob die Rassen eigenschaften stärker variieren, als man früher meist annahm, und zwar besonders stark bei den höher entwickelten Rassen. Man wird also mit der Behauptung, „es liegt fremder Rassen einschlag vor“, recht vorsichtig sein müssen, besonders dann, wenn nur eines oder wenige Merkmale von der Norm abweichen und wenn ganz offensbare Annäherungen an ganz typische fremde Rassen eigenschaften nicht vorliegen. Diese Fragen werden übrigens noch dadurch weiter kompliziert, daß die sichtbaren Formen meist nicht nur durch eine, sondern durch mehrere „Erbeinheiten“ bedingt sind, wie z. B. die Form der Nase, des Ohres, des Kopfes usw.; und diese Erbeinheiten sind durchaus nicht immer derartig eng aneinander gekoppelt, daß sie im Zusammenhange (und damit die Gesamtform des betreffenden Körperteiles) vererbt werden; besonders bei Rassenmischungen können die Erbeinheiten sehr getrennte Wege gehen, und gar ein Bastard aus mehreren Rassen kann, wenn das Unglück es will, bei der Nase beispielsweise den Nasenrücken von Rasse 1, die Nasenspitze von Rasse 2, die Nasenflügel von Rasse 3, die Ausbildung der Nasenwurzel von Rasse 4 erben, und so ist es zu erklären, wenn man bei derartigen Bastarden oft genug z. B. ganz groteske Nasenformen findet, wenn bei Rassenmischung überhaupt ausgesprochen unharmonische Bildungen in großer Anzahl auftreten, Disharmonien, die sich übrigens nicht nur im Körperlichen zeigen, sondern auch im Geistigen in verhängnisvollster Weise zum Durchbruch kommen.

Bei der Beurteilung von Rassenmerkmalen muß weiterhin auch berücksichtigt werden, daß die Konstitution erhebliche Veränderungen des Erscheinungsbildes verursachen kann.

Ein besonderes Problem ist die Verwertung aus früheren Jahrhunderten stammender Bilder; da die verhältnismäßig naturwahre Bilder ergebende Photographie unbekannt war, bestehen sie aus Zeichnungen, farbigen Gemälden, Plakaten oder Scherenschnitten. Man sieht daher die abgebildete Person nicht mit eigenen, sondern mit den Augen des Künstlers, und man weiß ja, wieviel so mancher Künstler in eine Darstellung hineinsieht und wie oft selbst große Köpfe dieselbe Person so verschieden auffassen und darstellen, daß man manchmal glaubt, zwei verschiedene Personen vor sich zu haben. Sehr viele Bilder werden aber nicht von großen Künstlern, die meisten werden vielmehr von sehr mittelmäßigen Darstellern stammen, die zumeist nicht die Fähigkeit besaßen, wirklich porträtähnliche Bilder zu liefern. Dazu kommt weiter, daß es in früheren Jahrhunderten vielfach üblich war, die darzustellende Person im Bilde dem herrschenden Schönheitsideal oder dem Typus der herrschenden Stände anzunähern, sie — in Europa — also möglichst nordisch zu zeichnen. Aus all dem geht hervor, daß man aus alten Bildern eigentlich nur dann, wenn sie von ersten Künstlern stammen, und auch dann nur mit größter Vorsicht anthropologische Schlüsse ziehen darf.

Die eben erwähnte Neigung zur Idealisierung, zur Verschönerung, wird man übrigens auch bei modernen Photos oft sehr berücksichtigen müssen: nur zu viele Photographen retouchieren so lange an einem Bilde herum, bis es zwar — ihrer Meinung nach — „schön“, aber durchaus nicht mehr porträtähnlich ist. Für an-

thropologische Zwecke werden also Liebhaberaufnahmen oft sehr viel bessere Dienste leisten, als solche von Berufsphotographen, denn der Liebhaber pflegt im allgemeinen nicht so viel an einem Bilde zu arbeiten und zu „verbessern“. Kennt man die Persönlichkeit nicht selbst, so ist einer geschickt retouchierten Photographie oft sehr schwer anzusehen, was alles bei ihr verfälscht ist: eine weitere Erschwerung bei der Auswertung einer bebilderten Ahnentafel.

Um von weiteren, weniger wichtigen Schwierigkeiten abzusehen, möchte ich nur noch erwähnen, daß manchmal die eingelieferten Bilder recht klein oder auch unscharf waren und daher wichtige Einzelheiten nicht immer deutlich erkennen ließen.

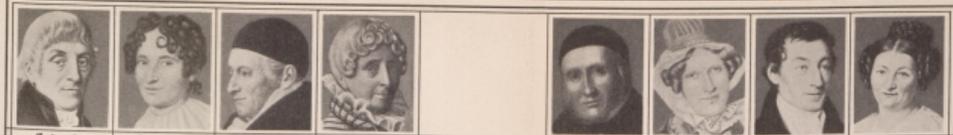
All diese Dinge und Überlegungen beeinträchtigten nicht nur die „Wertung“ der Ahnentafeln und die Beurteilung des Grades der Rassenreinheit, sie erschweren auch die wissenschaftliche Durcharbeitung, die daher nur mit der größten Vorsicht geschehen kann. Die wissenschaftliche Verwertung war selbstverständlich das Hauptziel des Wettbewerbes; wir wissen noch viel zu wenig über den Erbgang der Rassen- und Familienmerkmale, und diese Kenntnisse lassen sich niemals allein durch das Studium von Einzelpersonen gewinnen, sondern nur mit Hilfe bebildeter Ahnentafeln — und, wenn möglich, durch genaue anthropologische Aufnahme und Messung mehrerer Generationen der selben Familie.

Es sei hier der Versuch gemacht, den Erbgang einiger verhältnismäßig gut erkennbarer Merkmale an der abgebildeten Ahnentafel zu verfolgen:

Bei der Augenfarbe ist der Erbgang meist ohne große Schwierigkeiten festzustellen, zumal diese Eigenschaft auch bei älteren Gemälden meist richtig wiedergegeben ist, und zwar auch darin, daß im Profil dargestellte Augen oft mit einem grünlichen Schimmer versehen sind, den sie in der Tat im Profil haben, während sie von vorn ausgesprochen blau aussehen.

Der Proband hat hier die Augenfarbe (Trisfarbe) „blau“; das ergibt sich aus der beigelegten Zahl 1 (in dem für den Wettbewerb vorgeschriebenen Schema sind für die Kennzeichnung der Augenfarben die Zahlen 1—5 vorgegeben). Die gleiche Augenfarbe weisen seine beiden Eltern auf und von den Großeltern — nach den Angaben — drei; die nicht mit einer die Augenfarbe kennzeichnenden Zahl versehene Großmutter (Anna Sophie Heusinger) dürfte aber ebenfalls helle Augen gehabt haben, auf dem Bilde ist deutlich ein heller Schein zu erkennen, wie ihn dunkle Augen auch im Bilde niemals haben. Der Proband hat bei diesem Befund ohne Zweifel homozygot (gleichartig) blaue Augen. Von den 8 Urgroßeltern findet sich bei vier die Farbangabe 1 — blau, und der auf den Bildern erkennbare helle Schein der Iris dürfte die Richtigkeit der Angabe bestätigen. Bei den anderen vier ist die Augenfarbe nicht vermerkt, aber nach den Bildern scheinen mindestens noch zwei (Johanne Henriette Schulz und Konrad Heusinger) helle (also blaue, graue oder grünliche) Regenbogenhaut besessen zu haben; bei den beiden letzten Urgroßeltern ist den Bildern gar nichts zu entnehmen. Von den noch weiter zurückliegenden Generationen machen die Augen von Martin Bernhard Hauemann, von dessen Frau Hedwig Klara Jacobi, von Emerentia Lucia Denike und von Johann Friedrich Jacobi einen hellen, die von Juliane Marie Münster, Jacob Leopold Heine und Katharina Elisabeth Rigerus einen ausgesprochen dunklen Eindruck, aber die Photos der Gemälde können da täuschen.

Über verfolgen wir den Erbgang der Nasenform: der Proband besitzt eine sehr charakteristische, kräftig aus dem Gesicht hervorragende und sehr schmale Nase, die sich durch schmale hohe Nasenwurzel, durch leicht konvergen Rücken, durch



<p>Schulz Hartw. Joh. Christ. Hofpred. u. Konfil- Rat in Braun- schweig * 7. 1. 1746 + 30. 5. 1830</p>	<p>Schulz Johanne Henriette * Braunschweig 8. 5. 1766 + 5. 11. 1849 ∞ Querum. 16. 8. 1787</p>	<p>Fleusinger Konrad Dir. des Kasernen in Braunschweig * Wolfenbüttel. + 12. 1. 1820</p>	<p>Billep Anna Dor. Frieda * Braunschweig 9. 7. 1758 + 21. 11. 1823 ∞ Wolfenbüttel. 30. 5. 1779</p>	<p>Flausmann Joh. Friedr. Ludw. Geh. Hofrat, Prof. in Göttingen. * 22. 2. 1782 + 26. 12. 1859</p>	<p>Lueder Wilhelmine Henr. Joh. Friedr. (Minist.) * Wunstorf. 18. 9. 1786 + Göttingen. 8. 3. 1847 ∞ Hirschberg. 22. 5. 1809</p>	<p>Bennighaush Johann Karl Bergrat und Hüttenbesitzer in Thale * 11. 4. 1777 + 7. 4. 1855</p>	<p>Pechmann Friederike Wilhelmine * 25. 8. 1786 + 28. 5. 1851</p>
7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47

<p>Schulz Friedrich Staatsminister in Braunschweig * Braunschweig 28. 2. 1795 + Braunschweig 7. 6. 1864</p>	<p>Fleusinger Anna Sophie Henr. * Braunschweig 15. 2. 1799 + Braunschweig 23. 9. 1856 ∞ Braunschweig 8. 10. 1820</p>	<p>Flausmann Friedr. Ludolf Bergamtschaffler u. Hüttenbesitzer in Rottleberode * 13. 9. 1810 + Berlin 16. 9. 1880</p>	<p>Bennighaush Julie Luise Charl. Wilhelmine * 3. 7. 1827 + Wannsee 21. 7. 1901 Thale 7. 10. 1843</p>
7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47
Gehirnschlag	Lungenentzündung	Herzschlag	Herzschlag

<p>von Schulz-Flausmann Friedrich Wirtl. Gehem. Rat in Berlin. Pr. Adels 20. 12. 1899 * Braunschweig 10. 9. 1840 + Berlin-Schwärz 6. 3. 1925</p>	<p>Flausmann Luise * Rottleberode 18. 6. 1846 + Braunschweig 1. 10. 1868 ∞ Braunschweig 19. 11. 1865</p>
45 7 9 16 23 26 27 34 35 37 47	7 16 23 26 27 34 35 37 47
Bauchfellentzündung	Typhus

Ahnentafel
des Geheimen Regierungsrats
Heinrich von Schulz-Flausmann
in Magdeburg
nach dem Stande vom 7. April 1928.

<p>von Schulz-Flausmann Heinrich Geh. Reg. Rat in Magdeburg * Braunschweig 20. 9. 1865</p>	<p>von Schulz-Flausmann Friedrich Iudeus Kaufmann in Sta. Cruz (Tener) * Tübingen 25. 6. 1903</p>	<p>von Schulz-Flausmann Eliabeth * Haigerloch 1. 9. 1904 ∞ Magdeburg 2. 2. 1926</p>	<p>von Schulz-Flausmann Margarethe * Haigerloch 29. 5. 1906</p>	<p>von Schulz-Flausmann Christine * Breslau 25. 2. 1909</p>
7 16 23 26 27 34 35 37 47 61	7 16 23 26 27 34 35 37 47 61	7 16 23 26 27 34 35 37 47 61	7 16 23 26 27 34 35 37 47 61	7 16 23 26 27 34 35 37 47 61

schmale Spitze und mittelhohe, nur wenig geblähte Nasenflügel auszeichnet. Offenbar die gleiche Nase besaß sein Vater und ebenso der Großvater Friedrich Schulz. Vergleichen wir die Nase des Urgroßvaters Hartw. Joh. Christ. Schulz, so finden wir bei diesem zwar auch eine gut profilierte prominente Nase, aber die Nasenwurzel ist deutlich breiter, und so dürfte die typische Nase eher von der Mutter Johanne Henriette Schulz ererbt sein, zumal sie auch bei deren Großvater Christian Schulz auftaucht; allerdings wird man beim Bilde des letzteren berücksichtigen müssen, daß es damals Mode war, den Porträtierten eine große und lange Nase ins Gesicht zu zeichnen, und so besitzen alle sieben dargestellten Personen dieser Generation und der noch älteren derartige große Nasen, die fast schematisiert aussehen. — Unter den Kindern des Probanden besitzt nur der Sohn die besonders scharf geschnittene Nase des Vaters; die Töchter folgen in dieser Beziehung mehr ihrer Mutter.

Was die vom Probanden angegebenen geistigen Eigenschaften der Mitglieder seiner Abnentafel anlangt, so fällt zunächst eine gewisse Lückenhaftigkeit auf, die wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, daß nur die Eigenschaften eingetragen sind, für die sich der Proband verbürgen zu können glaubt. Die vorhandenen Angaben wird man also als zuverlässig ansehen dürfen, wenn auch das subjektive Moment durchaus berücksichtigt werden muß, das deshalb in den Angaben vorhanden ist, weil sie das Urteil eines Einzelnen darstellen. Aussagen über geistige Eigenschaften haben in einer Abnentafel einen mindestens ebenso großen Wert wie die über körperliche, weil es sich immer mehr herausstellt, daß auch geistige Eigenschaften in sehr großer Zahl durchaus erbmäßig bedingt sind. Man denke z. B. an die Familie des Joh. Seb. Bach, bei der das Vorkommen der musikalischen Begabung (also sogar einer außerordentlich kompliziert aufgebauten Eigenschaft) in mehreren Generationen nachgewiesen ist, oder an die Gelehrtenfamilie von Houlli, bei der immer wieder eine ausgesprochene Begabung für Naturwissenschaften und Mathematik zum Vorschein kommt.

Bei der vorliegenden Abnentafel ist bei allen 7 Personen der letzten 3 Generationen und bei 6 der Urgroßeltern die Zahl 41 eingetragen, die nach dem Schlüssel „begabt“ bedeutet; diese Bezeichnung dürfte bei den betreffenden Personen durchaus zutreffen; der Gesichtsausdruck spricht dafür und der Umstand, daß die Männer ausnahmslos hervorragende Stellungen erreicht haben.

Beim Probanden ist mit der Zahl 61 das Vorhandensein musikalischer Begabung vermerkt; sie findet sich bei seinen Vorfahren bei seiner Mutter, beim väterlichen Groß- und Urgroßvater, bei der mütterlichen Großmutter und beim Vater des mütterlichen Großvaters, taucht aber, trotzdem sie auch bei der Gattin des Probanden vorhanden ist, offenbar nur bei zweien der vier Kinder wieder auf.

Die Zahl 60 = praktische Veranlagung, findet sich nicht beim Probanden, aber bei seinem Vater und väterlichen Großvater; da sie in der mütterlichen Linie nirgends ausgesprochen betont zu sein scheint, ist sie wohl im Erbgang unterdrückt worden.

Der Fleiß (Zahl 46) wird als besonders charakteristisch hervorgehoben: beim Probanden, bei seinen beiden Eltern, bei den väterlichen Großeltern.

Sachlichkeit (Zahl 51) wird erwähnt beim Probanden und bei seinem Vater; wissenschaftliche Begabung (Zahl 59) beim mütterlichen Großvater und dessen Vater, außerdem nur noch beim Vater der mütterlichen Großmutter des Probanden (bei Konrad Heusinger).

Sparfamkeit (Zahl 49) wird nur beim Probanden und seinem Vater ausdrücklich verzeichnet.

Führerbegabung (Zahl 84) findet sich beim Vater, beim Großvater väterlicherseits, bei Konrad Heusinger und bei Joh. Friedr. Ludw. Hausmann besonders betont.

Bei mehreren weiblichen Mitgliedern der Ahnentafel ist Aufopferungsfähigkeit (Zahl 87) ausdrücklich erwähnt, so bei der Mutter des Probanden, bei der väterlichen Großmutter und bei Wilhelmine Henriette Joh. Friedr. Lueder.

Endlich noch die Frage nach der Reinrassigkeit der Ahnentafel und nach dem Vorhandensein etwaiger deutlich nachweisbarer fremdrassiger Einschläge. Man wird das durch Bild und Beschreibung erfassbare „Erscheinungsbild“ des Probanden und seiner Eltern als „nordisch“ ohne sichere fremde Züge bezeichnen können. Etwas anders liegen die Dinge aber schon bei seinen Großeltern: bei Friedrich Schulz ist das Haar als „schwarz“ (Zahl 12) bezeichnet und ebenso bei dessen Mutter, Angaben, die den Bildern entsprechen; das würde auf einen Einschlag einer dunkelhaarigen Rasse schließen lassen, nur ist auch aus den Eigenschaften der Mutter nicht zu entnehmen, um welche es sich handeln kann. Auch vom Vater (Hartw. Joh. Christ. Schulz) könnte etwas fremdes Blut eingedrungen sein; er hat vielleicht — falls das Bild wirklich porträtähnlich ist, was ich etwas bezweifeln möchte — etwas „dinarischen“ Einschlag.

Ein nichtnordischer, fremder Zug ist im Gesicht des mütterlichen Großvaters Friedrich Ludolf Hausmann zu erkennen: es ist merkwürdig niedrig und breit und hat auch eine ziemlich kurze und breite Nase; ferner stehen die Augen recht weit auseinander, und der Kopf könnte verhältnismäßig kurz und breit gewesen sein; man wird vielleicht auf „alpinen“, möglicherweise auch auf „fälischen“ Einschlag schließen können. Bemerkenswert ist, daß die Eltern des Genannten beide eigentlich gar nichts von diesen Eigentümlichkeiten, sondern ausgesprochen nordische Gesichtszüge aufweisen, und in der aufsteigenden Linie der Hausmann ist auch nichts von diesem fremden Einschlag zu erkennen; man wird also annehmen müssen, daß er durch die Familie Lueder gekommen ist und mindestens eine Generation übersprungen hat.

Bei den Personen der älteren Generationen könnte sich bei Juliane Marie Münter „dinarischer“ Einschlag geltend machen; allerdings wurde oben schon erwähnt, daß die Nasen aller Personen dieser Generation offenbar schematisch zu groß gezeichnet sind, und bei kleinerer Nase sieht das Gesicht dieser Dame schon erheblich weniger „dinarisch“ aus. Ein dunkles Rasselement dürfte aber doch hier vorhanden sein, denn, wie schon oben betont, sind die Augen vielleicht dunkel gewesen. Endlich könnte auch in dem Ehepaar Heine-Rigerus — falls die Bilder nicht dunkle Farben vortäuschen, sie könnten auch „nachgedunkelt“ sein, wie es bei Ölbildern häufig ist — eine mit dunkler Haar- und Augenfarbe ausgestattete Rasse mitsprechen, beim Manne vielleicht die „ostbaltische“; seine Wangenbeine sind recht stark betont. Bei diesen beiden Bildern ist aber zu berücksichtigen, daß sie nicht von einem erstklassigen Künstler herzurühren scheinen und keinen besonders lebenswahren Eindruck machen; beim Manne ist z. B. die Stirn unbedingt verzeichnet.

In der Ahnentafel des Probanden sind daher Einschläge fremdrassigen Erb-gutes zwar vorhanden, aber sie sind außerordentlich gering, bezüglich der Rassen nicht mit Sicherheit deutbar und außerdem in den letzten Generationen im Erbgang verloren gegangen, wenigstens im Erscheinungsbild. Aber auch im Erb-

bild dürften sie keine erwähnenswerte Rolle mehr spielen, denn bei keinem der vier Kinder des Probanden treten sie deutlich ersaßbar zutage, und wenn zwei dieser Kinder graue Augen (Zahl 2) und eines braunes Haar (Zahl 11) haben, so ist das zwanglos auf das Erbgut der Mutter zurückzuführen, die graue Augen und braunes Haar besitzt. Als einziger Rest fremdrassigen Einflusses ist beim Probanden wohl nur die etwas zu dunkle Haarfarbe (9 = dunkelblond) zu bezeichnen; allerdings darf man kaum mit Sicherheit behaupten, daß die Variation der Haarfarbe nicht auch bei ganz reinrassig nordischen Menschen bis dunkelblond reichen könnte. Die Ahnentafel zeigt auf jeden Fall ein außerordentlich starkes Überwiegen nordischer Rassenlemente; die etwa doch vorhandenen fremden sind fast restlos „herausgemendelt“. Und so machen auch, wie es in annähernd reinrassigen Familien die Regel ist, in der vorliegenden Ahnentafel alle Mitglieder der letzten Generationen im Äußerer einen durchaus harmonischen Eindruck: kein fremdes, unpassendes Merkmal stört und verunschönt das Gesicht; und auch die geistigen Eigenschaften scheinen in harmonischem Einklang zu stehen und haben, wie die Berufe und erreichten Stellungen zeigen, zu erfolgreicher, solider und der Allgemeinheit nützender Lebensarbeit geführt; wir haben es mit einer in allen Mitgliedern gut und überdurchschnittlich begabten und lebensstüchtigen Familie von alter Kultur zu tun.

Dem Preisaus Schreiben lag aber noch ein anderer Gedanke zugrunde: es sollten möglichst weite Kreise auf den außerordentlichen Wert der Familienforschung und besonders der bebilderten Ahnentafeln hingewiesen werden; erstens einmal auf den wissenschaftlichen, aber auch auf den großen kulturellen Wert! Weiß man, wie die Vorfahren ausgesehen haben, so gewinnen die gesammelten toten Zahlen und Daten Leben, die Vorfahren treten plastisch, fast wie Lebende, in unser Bewußtsein; man fühlt sich mit ihnen persönlich verbunden, findet in ihren Zügen die eigenen und die seiner Kinder wieder, entdeckt, von welcher Seite diese oder jene körperliche oder geistige Eigenschaft gekommen ist. Man lernt gewissermaßen erst sich selbst körperlich und geistig kennen und sein eigenes Werden und Sein verstehen. Man entdeckt mehr und mehr, wie Leben und Arbeit der Vorfahren in einem selbst weiterleben, wie man nur ein Glied in der Kette der seelisch verbundenen Generationen, wie man zugleich zur Dankbarkeit verpflichteter Enkel und verantwortungsvoller Ahnherr künftiger Geschlechter ist, man erkennt die geheimsten Zusammenhänge, man gewinnt einen Überblick von hoher Warte und — wird bescheiden. Alles Gedankengänge und Überlegungen, die gerade in unserer Zeit von höchstem Werte sind, in einer Zeit, die in tollem Wirbel die organisch gewordenen Zusammenhänge und Bedingtheiten zu zerreißen, die uns geschichtslos zu machen sucht, die danach trachtet, uns von denen zu lösen, denen wir unsere Kultur und unser Dasein zu danken haben, und uns den sicheren Boden unter den Füßen fortziehen will!

Die Beschäftigung mit Familienforschung, mit den Schicksalen der eigenen Sippe entwickelt den Familiensinn (die Familie ist die Grundlage jeder höheren Kultur und jedes gesunden Staates!), und daraus entsteht auch die Erkenntnis des Wertes von Blut und Rasse, eine Erkenntnis, ohne die ein Gesundbleiben von Volk und Rasse oder gar eine Höherentwicklung, nach der doch jedes gesunde Volk strebt, unmöglich ist. Das Wissen von diesen Dingen muß in das Bewußtsein jedes einzelnen rassisch wertvollen Volksgenossen übergeben, rassentkundliche und rassenshygienische Kenntnisse gehören zu den Lebensnotwendigkeiten, gehören zur allgemeinen Bildung!

Rassenkreuzung beim Menschen.

Von Dr. Jon Alfred Njåen.

Mit 4 Abbildungen.

II.

Wir haben in dem ersten Teil unseres Artikels ¹⁾ einige Resultate unserer Untersuchungen über Bastardierung bei Tier und Mensch erwähnt. Es wurde angedeutet, daß die so häufig auftretende asymmetrische Obrenstellung bei Kaninchenbastarden (s. Abb. 1) als eine Abnormität betrachtet werden muß, die als Symptom

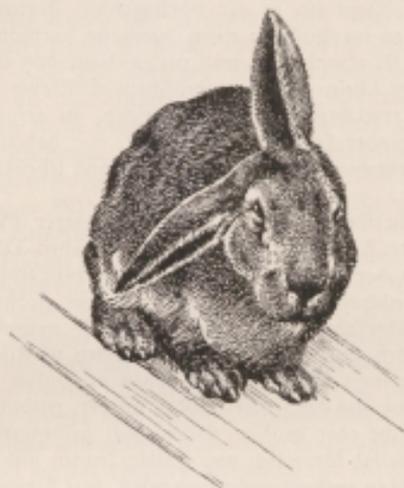


Abb. 1. (Sammlung Winderen Laboratorium.) Diese Kaninchenbastarde sind das Resultat von Kreuzungen zwischen Rassen mit stehenden und solchen mit hängenden Ohren. Der Bastard zeigt ein stehendes und ein hängendes Ohr.

für das Vorhandensein anderer und weniger belangloser Disharmonien gelten darf. (So deuten z. B. einige noch nicht abgeschlossene Untersuchungen über die absoluten und korrelativen Organgewichte der verschiedenen Kaninchenrassen und deren Kreuzungsprodukte darauf hin, daß eine bisweilen deutliche Korrelationsverschiebung der Organgewichte beim Bastard zu erkennen ist.)

Obwohl das Vorhandensein solcher Disharmonien, wenn es um menschliche Bastarde geht, nicht ohne weiteres feststellbar ist, so deuten doch mehrere unserer Untersuchungen und Messungen an Lappenmischlingen darauf hin, daß eine deutliche Qualitätsverringering eintritt. Wie aus den im vorigen Abschnitt aufgestellten Kurven über Lungenvolumen und Muskelkraft bei Reinarassigen und Mischlingen hervorgeht, liegen die gefundenen Durchschnittswerte der Bastarde nicht allein unter denjenigen der höherstehenden — also nordischen — Rasse, sondern auch — und dies ist das Bemerkenswerte — sogar bedeutend unter denen der reinrassigen Lappen. Hierbei sei jedoch bemerkt, daß wir in bezug auf die genes-

¹⁾ Vgl. 3. Jahrg. 1928. Heft 3. S. 104.

logische Scheidung zwischen Reirassigen und Mischlingen zum Teil auf die persönlichen Aussagen der untersuchten Individuen angewiesen waren. Es war uns bei dem zu Gebote stehenden Material nicht möglich, solche Fehlerquellen zu vermeiden. Trotzdem aber glauben wir behaupten zu können, daß die gefundenen Resultate nicht sehr weit von den tatsächlichen Verhältnissen abweichen.

Man darf nämlich nicht vergessen, daß die Familienverhältnisse — Abstammung — in diesen dünn bevölkerten Berggegenden äußerst durchsichtig oder übersichtlich sind und deshalb heute noch günstig für Rassenkreuzungsstudien liegen.

Diese auffallende Verringerung der physischen Qualitäten der Bastarde im Verhältnis zu denen der Elternrassen, in Verbindung mit einer weit gesteigerten

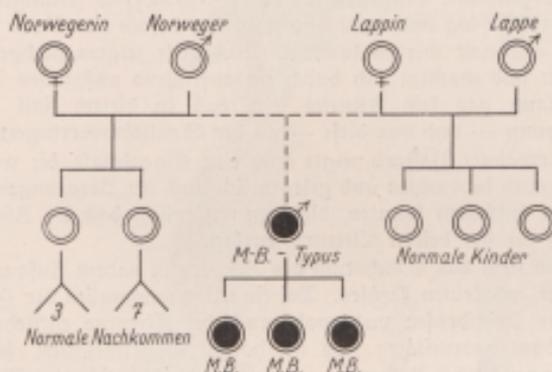


Abb. 2. Nordisch-Lappische Rassenmischung.

Variabilität, spricht durchaus für das Zustandekommen unzweckmäßiger, disharmonischer Kombinationen.

Kann man sich überhaupt eine Mischung zweier Rassen vorstellen mit hochgradig verschiedenartigen körperlichen und geistigen Merkmalen wie z. B. Nordische und Lappen, ohne daß auf diesem oder jenem Gebiet minderwertige Neukombinationen²⁾ entstehen oder wertvolle Anlagen verkümmern müssen? Sollte man sich nicht von vornherein sagen können, daß auffallende Verschiedenheiten wie die, welche sich in Körpergröße, Statur, Knochenbau, Schädelinder, Hautfarbe, Gesichtszüger, Augenform, Nasenform, Muskelkraft, Lungenvolumen usw. bemerkbar machen, zu einer dementsprechenden Fülle von disharmonischen bzw. unzweckmäßigen Neukombination Veranlassung geben müssen? Und sollte man sich nicht ebenfalls vorstellen können, daß die psychischen Merkmale der beiden Rassen, die, wenn auch nicht ohne weiteres feststellbar, so doch auffallend verschieden sind, sich in analoger Weise zu schwerwiegenden Disharmonien beim Bastard auswirken können?

Man hört des öfteren den Einwand, daß die Ursache zu der Minderwertigkeit der Bastarde viel eher in dem Umstand zu suchen ist, daß sie das Produkt einer Verbindung genetisch minderwertiger Elemente sind, als daß die Mischung als solche schädlich sei. Gegen Einwände solcher Art fehlen uns vorläufig noch hin-

²⁾ Alfred Ploeg war wohl der erste, der darauf aufmerksam machte, daß der Bastard z. B. die große Lunge des Vaters und das kleine Herz der Mutter erben könne.

reichende statistische Ergebnisse. Doch läßt sich in Einzelfällen feststellen, daß die Bastardierung — und nur diese — als Ursache der Qualitätsverringering betrachtet werden muß. Von den Beispielen, die uns zur Verfügung stehen, sei das auf S. 75 Befindliche angeführt:

Ein norwegischer Beamter, seiner Tüchtigkeit wegen allgemein anerkannt, heiratete eine nordische Frau. Sämtliche Nachkommen aus dieser Ehe — Kinder und Kindeskinde — waren gesunde, normale, tüchtige Menschen (s. Abb. 2). Er hatte aber in jungen Jahren, gelegentlich einer St. Johannisfeier, ein Liebesverhältnis mit einer Lappin, die später einen Lappen heiratete und mit diesem drei tüchtige, normale Kinder zeugte. Aus dem Liebesverhältnis jedoch entsprang ein Knabe, der sehr bald die auffallenden Eigenschaften des M.-V.-Typus (Mangel an Balance) an den Tag legte. Er log und trank und stahl und bekam eine Reihe von Kindern, von denen drei ermittelt werden konnten. Auch diese zeigten hochgradige geistige Unbalanciertheit und machten sich durch ein auffallend unsoziales Benehmen bemerkbar. Es kann gar kein Zweifel sein, daß in diesem Fall die lappisch-nordische Kreuzung — und nur diese — an der Qualitätsverringering schuld ist.

Der oben erwähnte Bastard zeigte auch eine Eigenschaft, die wir des öfteren bei den Mischlappen beobachten und gelegentlich auch bei Kreuzungen verschiedener Kaninchenrassen feststellen konnten, diejenigen nämlich, daß die Körpergröße des Bastards über der der beiden Elternrassen lag.

Bekanntlich steht das Wachstum des Körpers in nahem Zusammenhang mit der Funktion der endokrinen Drüsen. Bei Funktionsanomalien der Hypophyse, der Schilddrüse, der Keimdrüsen und wohl auch der Thymus entstehen eine Reihe von Körpergrößenabnormitäten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der oben erwähnte Riesenwuchs bei Bastarden auf einer genetisch bedingten Drüsenanomalie beruht.

Es fragt sich nun, wie die Funktionstätigkeit der endokrinen Drüsen von erblichen Momenten bedingt wird. Daß es erblich bedingte Drüsenanomalien gibt, muß als festgestellte Tatsache betrachtet werden.

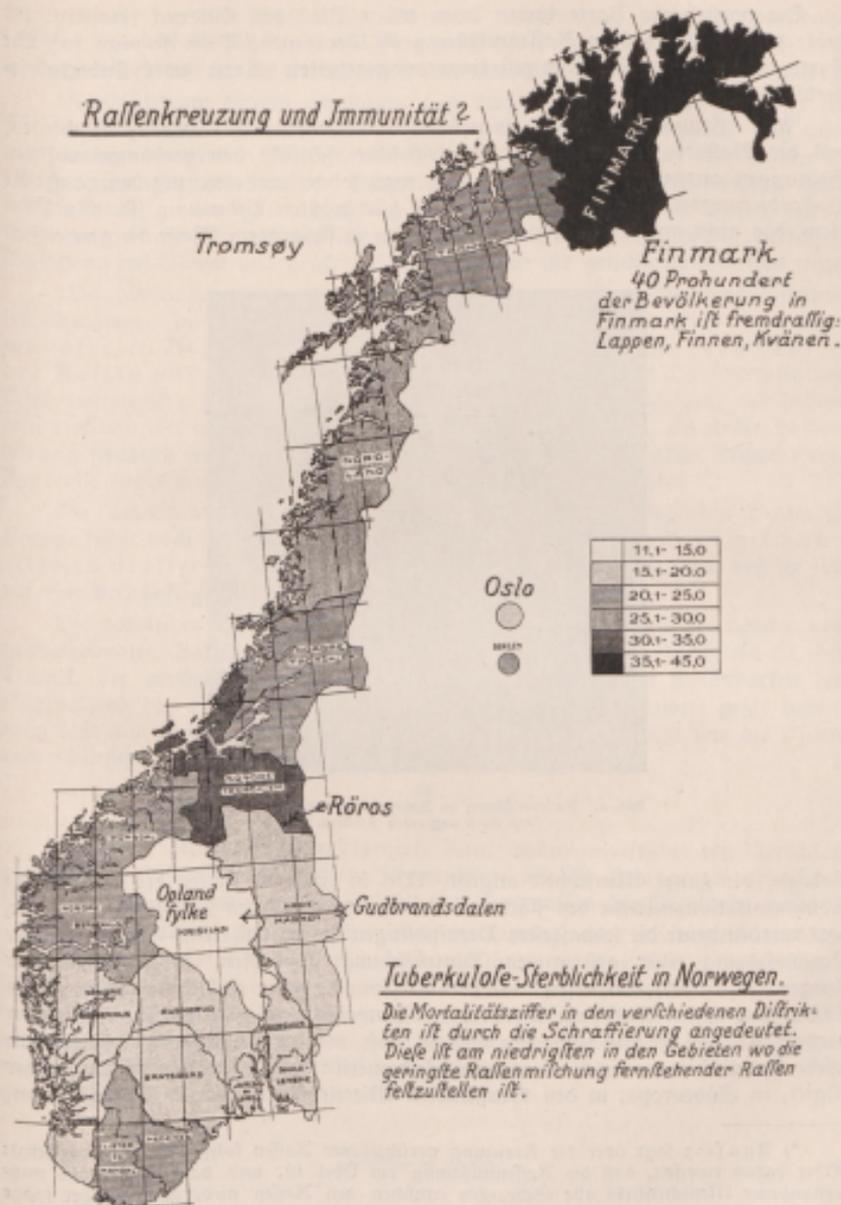
Angenommen, die Funktionseffektivität der verschiedenen innersekretorischen Drüsen sei an verschiedene Gene gebunden, so ist es wohl denkbar, daß die Drüsen bei den Nachkommen verschiedenrassiger Eltern auf Grund der neuen Genkombination mehr oder weniger unharmonisch aufeinander eingestellt sind; es entsteht ein Korrelationsverschiebung, die dann mehr oder weniger bedeutende ja selbst verhängnisvollste Folgen für die betroffenen Individuen haben mögen.

Eine Erfahrung, die ich schon auf meinen ersten Studienreisen in Nord-Norwegen machte, war die große Tuberkulosesterblichkeit und das gehäufte Vorkommen von Zuckerkrankheit unter den Lappenhybriden³⁾.

Es ließe sich denken, daß, wenn die Pankreas-Drüse, die den Zuckersstoffwechsel des Körpers reguliert, sich bei dem Hybriden anatomisch mehr der körperlich kleineren Rasse nähert, diese Drüse dann auch die größere Leistung für einen eventuell viel größeren Körper nicht übernehmen kann. Es ist aber, wie gesagt, das Zusammenwirken der verschiedenen Drüsen, das vor allem Störungen ausgesetzt sein kann.

³⁾ Amerikanische Forscher wie Gould, Hoffmann, Tillinghast berichten, daß Mulatten — wenigstens in den ersten Generationen — von schwächerer Konstitution sind, bei Strapazen weniger Ausdauer zeigen und eine geringere Immunität gegen Krankheiten, besonders Tuberkulose haben.

Rassenkreuzung und Immunität 2



Tuberkulose-Sterblichkeit in Norwegen.

Die Mortalitätsziffer in den verschiedenen Distrikten ist durch die Schraffierung angedeutet. Diese ist am niedrigsten in den Gebieten wo die geringste Rassenmischung fernstehender Rassen festzustellen ist.

Die vorstehende Karte könnte beim ersten Blick den Eindruck erwecken, als wäre es eine Karte über Rassenmischung in Norwegen. Dem ist nicht so. Die Karte ist eine vom Sozialministerium ausgearbeitete Karte über Tuberkulosesterblichkeit.

Auf Grund der oben angeführten Tatsachen, die darauf hindeuten, daß der Bastard in physischer und psychischer Hinsicht den verhängnisvollsten Störungen ausgesetzt sein kann⁴⁾, muß man ohne weiteres zugeben, daß die Bastardierungsfrage ein Problem von der allergrößten Bedeutung ist. Ein Problem, das nicht nur der Wissenschaft, sondern in steigendem Maße die ganze So-



Abb. 4. Rassenmischung im Ruhrgebiete; nordische Mutter mit ihren negroiden Kindern.

ziologie, die ganze Menschheit angeht. Wo in früheren Zeiten der Mangel an Kommunikationsmitteln den stärkeren Verkehr zwischen den Völkern verhinderte, dort werden heute die lebhaftesten Verbindungen aufrechterhalten — m. a. W. die Voraussetzung einer gesteigerten Blutmischung geschaffen. Überall sind wir Zeugen dieser „Schmelztiegel“ — der Treffpunkte aller möglichen Rassen: im Süden und Osten Europas, wo Neger, Mongolen und Semiten ihr nicht ganz harmloses Spiel treiben, und auch überall sonst, wo die Sündenwiese Gottes eine solche Gelegenheit darbietet, — es sei in Südamerika oder Australien, in Tunis oder Algier, in Südeuropa, in den Großstädten Mitteleuropas oder in Skandinavien,

⁴⁾ Agassiz sagt über die Kreuzung verschiedener Rassen folgendes (zit. nach Lenz): „Wer daran zweifelt, daß die Rassenmischung ein Übel ist, und dazu neigt, aus mißverständener Menschenliebe alle Schranken zwischen den Rassen niederzureißen, der möge nach Brasilien kommen. Er kann den Niedergang einfach nicht leugnen, der auf die Verschmelzung der Rassen folgt, die hier stärker als in irgendeinem Lande der Welt verbreitet ist und die besten Eigenschaften des Weißen, des Negers und des Indianers reizend schnell zum Verschwinden bringt, während ein unbestimmter Bastardtypus ohne körperliche oder geistige Energie übrig bleibt.“

kurz: überall wo sich fremdrassige Elemente vordrängen und ein Blutchaos schaffen, das sowohl für das stolze Yankeevolk der Vereinigten Staaten, wie auch in steigendem Maße für die nordischen Völker Europas, eine schwere Bedrohung ist.

Man sieht des öfteren angeführt, daß Rassenmischung wünschenswert sei. Sie schaffe „frisches Blut“, wird behauptet, und Beispiele erwähnt, daß diese und jene hervorragenden Persönlichkeiten, wie z. B. Porfirio Diaz oder Booker T. Washington, Bastarde waren. Doch diese sind und bleiben Ausnahmen und ändern wenig an der Hauptregel, daß der Mischling fernstehender Rassen durchwegs eine geringere Anpassungsfähigkeit, geringere Widerstandsfähigkeit, geringere Begabung und Moral und größere Empfänglichkeit für gewisse Krankheiten zeigt.

Wir dürfen uns in dieser heiklen Frage nicht auf den Standpunkt stellen: erst abwarten. Im Gegenteil: solange die Wissenschaft nicht den einwandfreien Beweis geliefert hat, daß die Kreuzung fernstehender Rassen unschädlich ist, ist solche zu vermeiden! Die überwiegende Wahrscheinlichkeit spricht zweifellos für das Eintreten von Schäden, und keinesfalls riskieren wir etwas, wenn wir uns vorläufig so verhalten, als ob die Bastardierung schädlich sei. In die Praxis umgesetzt heißt das vor allen Dingen: eine Kontrolle der Einwanderung muß gesetzlich eingeführt werden!

Die Amerikaner haben dies bereits eingesehen. Die nordischen Völker in Europa leider noch nicht. Die nordischen Völker haben durch die Blutmischung alles zu verlieren, nichts zu gewinnen. Es ist höchste Zeit, daß sie sich auf eine vernünftige Einwanderungspolitik einigen.

Die nordischen Länder sollten offen sein für alle Mitglieder der eigenen und nahverwandten Rassen, wenn sie im Dienste der Kunst, der Wissenschaft, der Technik, der produktiven Arbeit kommen. Wenn jedoch die Fruchtbarkeit des Südens und des Ostens Platz fordert und ernten will wo andere gesät haben, dann laßt uns eine Pforte bauen — und nicht genug damit: laßt uns die Pforte auch schließen.

*

In unsrer Zeitschrift „Den Nordiske Race“ haben wir früher den Vorschlag gemacht, ein Allnordisches Institut zu errichten, um die Belange der nordischen Völker rassenbiologisch und nach einheitlichen, internationalen Regeln zu wahren.

Der französische Rassenforscher Graf de Lapouge und der Amerikaner Madison Grant, Verfasser des Wertes „Untergang der großen Rasse“, beschäftigen sich in einer offenen Korrespondenz mit diesen selben Ideen und fordern internationalen Zusammenschluß für die Erhaltung der nordischen Rasse mit einem internationalen Clearing House in Skandinavien, — ein Gedanke, der in diesen Tagen von den kalifornischen Gelehrten Gosney, Goethe und Popenoe mit Energie aufgenommen worden ist.

Nordischgermanisches in der Bevölkerung des polnischen Staates.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Mit 11 Abbildungen.

Ziemlich rasch nach der Bildung des polnischen Staates, über dessen Anthropologie bis dahin nur außerordentlich wenig bekannt war, begann man mit der rassenkundlichen Untersuchung der in ihm staatsrechtlich zusammengefaßten Völker. Die Regierung unterstützte diese Bestrebungen in musterergültiger Weise: in Lemberg wurde die schon aus der österreichischen Zeit bestehende Professur für Anthropologie und Ethnologie übernommen und in Warschau eine neue Professur begründet. Den Lehrstuhl in Lemberg behielt der in Deutschland ausgebildete bekannte Prof. Dr. Jan Czekanowski, die Professur in Warschau wurde Herrn Prof. Dr. Casimir Stolywo übertragen. Besonders großzügig ging auch die polnische Heeresverwaltung vor: bereits seit dem Jahre 1921 werden sehr umfangreiche anthropologische Untersuchungen an Heeresangehörigen durchgeführt, wobei auch die Blutgruppen berücksichtigt und an nicht weniger als 12 000 Soldaten festgestellt wurden. Der Leiter der militärisch-anthropologischen Arbeiten ist Dr. Jan Mydlarski; er wird in den serologischen Untersuchungen hauptsächlich von der Assistentin am Institut für Serumforschung in Warschau, Fel. Halber, unterstützt. Die Heeresuntersuchung wird von „Regtruppen“ durchgeführt, d. h. von Studenten, die in der anthropologischen Technik ausgebildet sind. Nach den Veröffentlichungen Mydlarskis waren bereits über 100 000 Soldaten anthropometrisch gemessen, und man will durch die weiter fortgesetzten Arbeiten die Gesamtzahl auf rund 140 000 bringen, womit rund 1% der Bevölkerung (allerdings nur in jungen kräftigen männlichen Individuen) erfaßt wäre, eine Zahl, mit der man wirklich etwas anfangen kann!

Dank der so fleißigen Arbeiten ist man jetzt auch schon in der Lage, sich ein recht zuverlässiges Bild von den Rassenverhältnissen des polnischen Staates zu machen; allerdings muß man dabei berücksichtigen, daß die zum Heere eingezogenen Soldaten kein wirklich „repräsentatives“ Material der Bevölkerung darstellen; sie sind ja eine Auslese der körperlich tüchtigsten, erfassen nur Männer, und endlich ist es nicht ausgeschlossen, daß verschiedene Rassen in verschiedenem Grade militärtauglich sind; so vermutet Mydlarski, daß die Angehörigen der „alpinen“ Rasse im Durchschnitt konstitutionell schwächer und daher weniger militärtauglich seien, als die der anderen Typen; ist das richtig, so würden sich also beim Militär relativ weniger „Alpine“ finden als in der Bevölkerung.

Sowohl Czekanowski wie Mydlarski haben die bisherigen Ergebnisse zusammengefaßt und ein Bild von der rassischen Zusammensetzung der Völker Polens zu geben gesucht; sie kommen dabei im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen¹⁾. Sie haben die Verbreitung der wichtigsten Merkmale auf Karten einge-

¹⁾ J. Czekanowski: Recherches anthropologiques de la Pologne. Bull. et mémoires de la société d'Anthropologie de Paris 1920, S. 48 ff. — W. Halber u. J. Mydlarski: Untersuchungen über die Blutgruppen in Polen. Zeitschrift f. Immunitätsforschung u. experim. Therapie. Bd. 48. 1925. S. 470 ff. — J. Mydlarski: Vorläufiger Bericht über d. Militärantrop. Aufnahme Polens. „Kosmos“, Journal de la Société Polonaise des Naturalistes. Bd. 50. 1925, S. 530—543; und Beiträge z. Anthropologie von Polen u. zum Problem d. Auslese beim Rekrutieren. „Kosmos“, Bd. 53. 1928, Heft 1 S. 198 ff.

tragen; aus der Kombination dieser Karten ergibt sich dann die Verbreitung der wichtigsten anthropologischen Typen.

Interessant sind schon die Verbreitungskarten des Längen-Breiten-Index des Kopfes (Abb. 1); aus ihnen ergibt sich, daß ausgesprochen langgebaute (und gleichzeitig nicht übermäßig schmale) Köpfe besonders in dem früher deutschen Westpreußen und in den Landstrichen südlich der ostpreussischen Grenze sich finden; in den Bezirken Posen, Warschau und Łódz und in Wolhynien haben die „mittellangen“ (= mesokephalen) Köpfe die Mehrheit; die Mitte, ein Teil des Ostens und der ganze Süden und Südwesten sind dagegen mit Menschen besetzt, die ausgesprochen „kurze“ (= brachykephale) Köpfe haben. Die Erklärung dieser

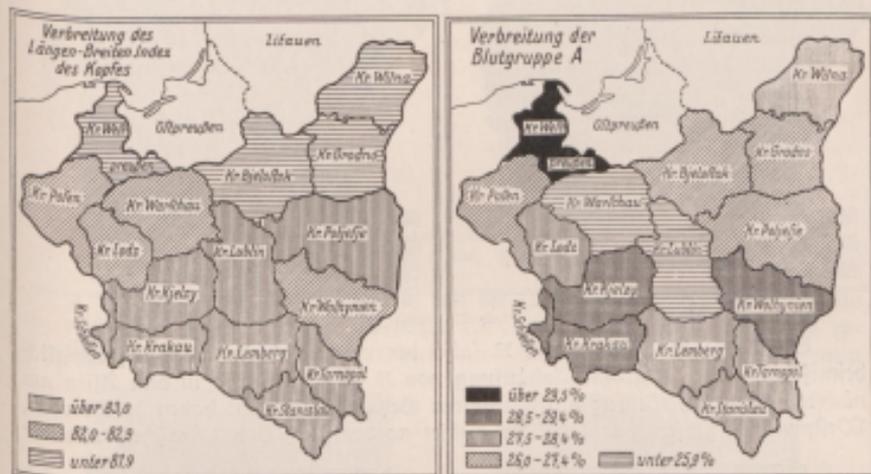


Abb. 1.

Nach Mydlarski.

Abb. 2.

Verhältnisse glaubt Czekanowski — und man wird ihm da durchaus recht geben müssen — in den geographischen Verhältnissen gefunden zu haben: die Langköpfe sitzen im allgemeinen in Polen in den fruchtbaren breiten Flußtälern und Ebenen, die Kurzköpfe in den weniger günstigen Gebirgen und Sumpfgeländen, also in sogenannten „Rückzugsgebieten“, in die sie offenbar abgedrängt wurden.

Die Karte der Körpergröße, die auf Grund der militäranthropologischen Erhebungen entworfen wurde, zeigt die Größten in Westpreußen und Posen und in großen Teilen des Ostens, die Mittelgroßen im Nordosten, in Bezirken der Mitte und z. T. im Südosten, die ausgesprochen Kleinen im südwestlichen Teil der Mitte und im äußersten Südosten.

Neht interessant ist eine Karte der Verbreitung des Fuß-Index (Verhältnis von Fuß-Breite zur Fuß-Länge), die von Mydlarski entworfen wurde; es sind auf ihr vier Zonen unterschieden. Die verhältnismäßig schmalsten Füße (wie sie für die nordische Rasse charakteristisch zu sein scheinen) finden sich demnach in Westpreußen, Posen und ganz im Norden, die verhältnismäßig breitesten Füße bei den kurzköpfigen Leuten im Süden und im Südosten.

Sehr aufschlußreich sind auch die von Mydlarski gegebenen Karten der Verbreitung der Blutgruppen; Abb. 2 zeigt den Gehalt an A-Blut, also der heute für Nordwesteuropa typischen Blutart. Blutgruppe A ist demnach am

häufigsten in Westpreußen (in mehr als 29,5 %); dann kommen die Südwestbezirke und Wolhynien; den niedrigsten Hundertsatz des A-Blutes finden wir in der Mitte.

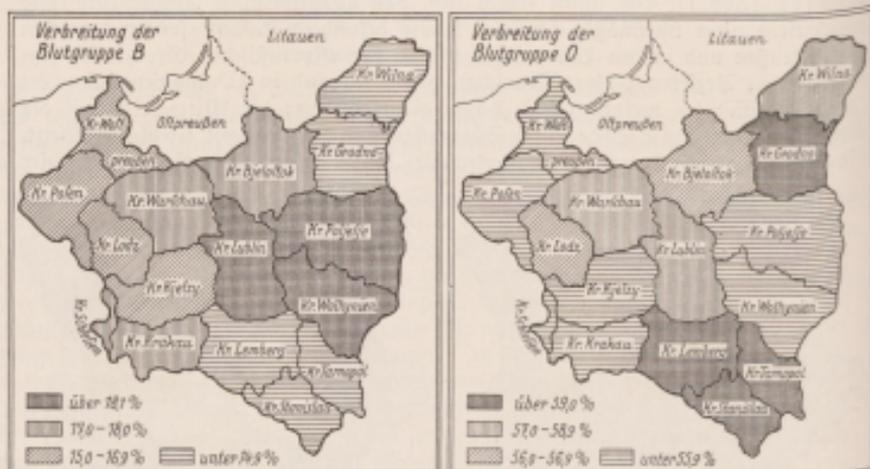


Abb. 3.

Nach Mylarski.

Abb. 4.

Die Karte der Blutgruppe B (also der vermutlich in Asien ursprünglich heimischen) zeigt die größte Anhäufung von B im Osten, also in dem Asien am nächsten gelegenen Gebiet; den geringsten Gehalt an B-Blut haben der Norden, Westpreußen, Posen, das ländliche Gebiet nordwestlich von Warschau und der



Abb. 5. Pole nordischer Rasse.

(Aus Günther, *Rasentunde Europas*, 2. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.)

äußerste Südosten (Abb. 3). Die Karte der Blutgruppe O zeigt diese am häufigsten im Südosten und Nordosten, am seltensten in den ursprünglich deutschen Provinzen und ganz im Osten (Abb. 4).

Als erster trat Czekanowski mit der Theorie auf, daß man in Polen mit den für Europa meist angenommenen drei Haupttrassen (der nordischen, der alpinen und

der Mittelmeer-Rasse) nicht auskomme, daß sich hier in erheblichem Maße noch andere Rassen fänden. Und so unterscheidet er folgende Typen, die übrigens Nyderlandsti nach seinen Untersuchungen anerkennt:



Abb. 6. Pole „präslawischer Typus“, β .

(Aus Günther, Rassenkunde Europas. 8. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.)

1. den Typus α ; er ist identisch mit der „nordischen Rasse“, hat also als wichtigste morphologische Merkmale (Abb. 8)²⁾ einen sehr langen und geräumigen, nicht zu schmalen bis mittelbreiten und oft recht hohen Kopf, einen



Abb. 7. Pole, vorwiegend slawischer Rasse, Typus δ .

(Aus Günther, Rassenkunde Europas. 8. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.)

Längen-Breiten-Index bis durchschnittlich etwa 78, hohes und recht schmales Gesicht, blaue Augen, hellblondes Haar und erhebliche Körpergröße.

2. Typus β ; Czekanowski bezeichnet ihn als „präslawischen Typus“, hält ihn für identisch mit der von mir in der Steinzeit Schlesiens und Böhmens

²⁾ Die abgebildeten Typen stammen z. T. aus dem Antrop. Institut der Universität Lemberg und sind dem Verlage in liebenswürdigster Weise von Herrn Professor Dr. Czekanowski zur Verfügung gestellt.

bereits festgestellten „sudetischen“ Rasse (meinem Typus I³), dessen Angehörige damals schon offenbar als Hörige ins Land eingeschleppt waren) und glaubt in ihm die Urbewölkerung des Landes gefunden zu haben, die lange vor den Slawen in dem Gebiete saß (daher die Bezeichnung „präslawisch“). Der Typus hat einen verhältnismäßig kleinen, mittellangen und ziemlich breiten Kopf mit einem mittleren Index von etwa 81—82; er ist auffallend kleinwüchsig, hat nach Czekanowski hellbraune Augen und dunkelblondes Haar. Ich persönlich glaube, daß der „Sudetisch-präslawische“ Typ ursprünglich schwarzes Haar und schwarze Augen hatte, daß also die „Präslawen“ Czekanowskis nicht mehr in allen Stücken den reinen Typus darstellen, vielmehr mit anderarassigen, besonders auch nordischen Ele-



Abb. 2. Pole, alpine Rasse, Typus 69.

(Aus Günther, Rassenkunde Europas. 2. Aufl. J. S. Schmans Verlag, München.)

menten, vermischt und daher in den Farben durchschnittlich etwas aufgebellt sind. Der Typus zeichnet sich weiter durch ein sehr breites Gesicht und durch eine niedrige und breite Nase aus (Abb. 6).

3. Typus 7, von Czekanowski mit dem „sarmatischen“ Typ Halders gleichgesetzt und meist als „subnordischer Typus“ bezeichnet. Seine Eigenschaften sind nach Czekanowski ausgeprägte Rundköpfigkeit (Index durchschnittlich etwa 84—88), Großwüchsigkeit, grünliche Augen und blondes Haar.

4. Typus 8, mit der „dinarischen“ Rasse identifiziert; Czekanowski nennt ihn auch den „jugoslavischen“ Typus, da er in Serbien, Kroatien und den Nachbargebieten häufig ist. Er ist großgewachsen, außerordentlich kurzköpfig (Index durchschnittlich etwa 86—87); das Haar dürfte ursprünglich schwarz sein, die Farbe der Augen braun (Abb. 7).

5. Typus 8, ein nach Cz. sehr selten vorkommender, nur in einigen nördlichen Distrikten etwas häufigerer Typus. „Man muß ihn unbedingt vom nordischen unterscheiden“, meint Cz. Er ist extrem dolichokephal (hat also einen sehr niedrigen Kopfindex), ist hellhaarig, die Haut neigt zur Bildung von Sommersprossen. Der Typ ist sehr kleinwüchsig und macht einen degenerierten Eindruck.

³ O. Reche: Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen. Archiv f. Anthropol. N. S. Bd. 7. Heft 2 u. 3. 1908. S. 220 ff. Vgl. besonders Taf. X. Fig. 1.

Ł₃ ist geneigt, ihn für einen Abkömmling eines in den Farben aufgehellten, Zweiges der Mittelmeer-Rasse zu halten, eine Ansicht, die ich schon aus geographischen Gründen für wenig wahrscheinlich halte; eher könnte es sich um einen degenerierten und mit fremden Elementen vermischten Zweig der nordischen Rasse handeln.

6. Typus ω = „alpiner“ (= „ostischer“ nach H. Günther) Typ; er ist kleinwüchsig, sehr rundköpfig mit hohem Kopfsinder und hat nach Ł₃ ein ziemlich schmales Gesicht und recht schmale Nase (was mit den übrigen „Alpinen“ nicht so ganz übereinstimmt); er zeigt in Haar, Augen und Haut recht dunkle Farben (Abb. 8).



Abb. 9. Poln. mitteländischer Rasse, Typus 9.
n. Człanowski.



Abb. 10. Poln. lapponider Typus, Typus 10.
n. Człanowski.

Diesen 6 „Typen“ oder „Rassen“ hat Mydlarski noch zwei weitere hinzugefügt:

7. Typus ρ = Mittelmeer-Rasse; Angehörige dieses Typs sind besonders durch Anschluß des äußersten Südostens an den polnischen Staat hinzugekommen: wohl Ausstrahlungen des Rumänentums. Die Leute sind ausgesprochen langköpfig, kleinwüchsig und haben sehr dunkle Farben von Haar, Haut und Augen (Abb. 9).

8. Typus λ, von Mydlarski als „nordeuropäische Brachycephale“ bezeichnet und mit den Lappen in verwandtschaftliche Beziehungen gebracht (Abb. 10); der Typ ist auffallend kleinwüchsig, kurzköpfig, sehr breitgesichtig, breit- und flachnasig und dunkel gefärbt; er findet sich nach M. der Bevölkerung von Kleinpolen beigemischt, also im Südwesten des Staates.

Auf der Karte Abb. 11 ist die geographische Verbreitung der sechs Haupttypen eingezeichnet, wie sie sich nach den Karten und Angaben von Człanowski und Mydlarski ungefähr darstellt; für jedes Gebiet ist der vorherrschende Rassentypus eingetragen. Die betreffende Signatur besagt also nicht, daß dort die betreffende Rasse unvermischt vorkäme, aber daß sie dort das Erscheinungsbild der Leute deutlich bestimmt.

Bei der Betrachtung der Karte fällt vor allem das merkwürdig zerrissene Gebiet der „präslawisch-judetischen“ Rasse auf, die Człanowski, wie er-



Abb. 11. Rassen und Völker des polnischen Staates.

Die Rassen nach Angaben von J. Cielanowski. — 1 = vorwiegend nordische Rasse, 2 = vorw. karmatische N., 3 = vorw. sudetisch-prälpanische N., 4 = vorw. dinarische N., 5 = vorw. alpine N., 6 = vorw. Mittelmeer-N., 7 = russische Mischgebiete, 8 = Grenzen des polnischen Staates, 9 = Völgergrenzen.

wähnt, als die Urbewölkerung auffaßt, die von anderen Rassenelementen, besonders von eindringenden Angehörigen der nordischen Rasse, in Rückzugsgebiete abgedrängt worden sei. Sie sitzt hauptsächlich im Südosten des polnischen Sprachgebietes, aber auch in Teilen Oberschlesiens und im Nordosten, und in größeren Massen im Nord- und Westgebiet der Ruthenen.

Sehr viel geschlossener ist das Gebiet der „farmatischen“ Rasse, die in breiten Massen im mittleren Osten des Gebietes wohnt; zu ihr gehören hauptsächlich viele Weißrussen, auch der dem polnischen Staate einverleibte Teil dieses Volkes, und der nordöstliche Abschnitt der zu Polen geschlagenen Ruthenen.

Die „alpine“ (ostische) Rasse scheint im Gebiet des polnischen Staates recht wenig vertreten zu sein; sie kommt scheinbar fast nur im äußersten Südwesten vor, und zwar bei den Polen, und fehlt offenbar bei all den anderen Nationalitäten fast ganz.

Die „dinarische“ Rasse scheint als relativ geschlossene Bevölkerung nur in den Karpathen Südost-Galiziens vorzukommen.

Überaus interessant ist die Verbreitung der nordischen Rasse im Bereich des polnischen Staates, und Cielanowski glaubt, daß sie von dem Ostseerandgebiet kommend, dem Laufe der großen Stromtäler folgend ins Land eindringend, Hauptwanderstraßen waren — und das zeigt auch die heutige Verbreitung noch sehr gut auf der Karte — die Weichsel, die Warthe und Netze, in gewissem Grade auch der Memel und sehr deutlich die Duna. Und so haben wir heute noch große

Komplexe verhältnismäßig rein nordischer Bevölkerung in den zu Polen gekommenen deutschen Provinzen Westpreußen und Posen, aber auch im Anschluß an diese im Weichselgebiet nordwestlich von Warschau, im Anschluß an die ostpreussische Grenze, bei den zu Polen gekommenen Litauern, bei den Weißrussen zwischen Memel und Willja, und eine ziemlich geschlossene Bevölkerung bei den Ruthenen Wolhyniens. In diesem Gebiet dürften die zahlreichen dort angesiedelten Deutschen zur Erhöhung des nordischen Elementes nicht unwesentlich beitragen. Östlich des polnischen Staates verzeichnet dann Czekanowski noch einen größeren Komplex nordischer Menschen am ganzen Oberlauf des Dnjepr, und im Norden längs der Duna, hauptsächlich in Kurland und Livland und bei den nördlichsten Weißrussen (zu denen sprachlich auch die Bevölkerung des Dnjepr-Oberlaufes gehört).

Ez. hat in seinen Arbeiten auch die höchst interessante Frage angeschnitten, wann die Elemente der nordischen Rasse eindringen und welcher Nationalität sie angehörten. Er hebt hervor, daß sich der nordische Typ auch in „Großpolen“, also im Warthe-Bassin, im eigentlichen „Stammland des Polentums“, stark verbreitet finde; hier sei historisch der polnische Staat entstanden; ganz allmählich habe er sich die östlich und südlich gelegenen Gebiete angegliedert, der Reihe nach: Kleinpolen, Schlesien, Masowien, die ruthenischen Länder und Litauen, sie z. T. sprachlich polonisierend. Er schreibt dann wörtlich: „diese politische Ausdehnung war zweifellos von einer Ausbreitung der Bewohner Großpolens“ (also langköpfiger, großgewachsener, hellfarbiger, nordischer Menschen) „begleitet“ und fügt hinzu: „Die Anhänger Gobineaus werden zweifellos mit Erfolg den Schluß ziehen, es sei kein Zufall, daß die Bildung des polnischen Staates gegen Ende des ersten Jahrtausends in dieser Periode zustande gekommen sei“, also durch Angehörige der nordischen Rasse. Ez. nimmt also Angehörige der nordischen Rasse als Gründer des ersten polnischen Staates in Anspruch. Noch nicht gelöst wäre dann allerdings die Frage, wie im Warthe-Bassin sitzende Angehörige dieser Rasse zu „Slaven“, zu „Polen“ geworden sein können. Man könnte sich vorstellen, daß sich dort Reste der germanischen Urbevölkerung (also wohl Burgunden oder Vandalen) noch nach der Völkerwanderungszeit gehalten haben, daß von Südosten Slaven eindringen, wobei die einheimischen Germanen sprachlich slavisiert, die eindringenden Slaven durch Mischung in erheblichem Grade rassenmäßig aber germanisiert wurden; dieses so entstandene hauptsächlich nordische Mischvolk wäre dann zum Gründer des Urpolentumes geworden.

Ez. überschätzt übrigens die damals mit der Ausbreitung des Urpolentumes in die anderen Landesteile gewanderten Bevölkerungsmengen durchaus nicht und meint, das sei nur die letzte Welle, die letzte Phase eines einen großen Zeitraum einnehmenden Prozesses gewesen; es sei durchaus möglich, daß „unsere Zeichnung“ (d. h. die von ihm entworfene Karte) „uns auch die Resultate älterer germanischer Durchdringungen zeigt, die der gleichen Richtung folgten“. Er erklärt dies sogar für sehr wahrscheinlich. In der Tat ist es völlig unmöglich, beispielsweise die nordischen Elemente längs der Duna, im Gebiet des oberen Dnjepr und in Wolhynien durch die Gründung und Ausdehnung des polnischen Staates zu erklären. Wir haben also im Gebiet des polnischen Staates und weiter östlich und nördlich erhebliche Bevölkerungsmengen, die überwiegend nordisch sind und Reste früherer germanischer Stämme darstellen, die später sprachlich slavisiert (zu Weißrussen, Ruthenen, Polen) wurden oder im Letten- und Litauertum aufgingen, ihren nordisch-germanischen Rassentypus aber beide-

hielten! Das sind höchst wichtige Ergebnisse der anthropologischen Forschung, die zudem wohl nur von wenigen erwartet wurden; fast niemand hat geahnt, daß in diesen Gebieten noch so zahlreiche vorwiegend nordische Bevölkerungen sich erhalten haben.

Sie mit bestimmten germanischen Stämmen zu identifizieren, ist vorläufig noch unmöglich; man könnte für Wolhynien an die Bastarnen, vielleicht auch an Goten, für das obere Dnjepr- und Dünagebiet an Normannen, überhaupt an Skandinavier denken. Wir wissen aber über die Vorgeschichte dieser Gegenden und über das Werden der heute dort wohnenden Bevölkerungen noch viel zu wenig; Aufklärung kann nur ein sorgfältiges Handinhandarbeiten von Rassenkunde (einschließlich der Blutgruppen-Untersuchung) und Vorgeschichtsforschung bringen.

Die Lebensfrage des deutschen Volkes.

Von Dr. med. et phil. Lothar Gottlieb Tirala,

Sacharzt für Gynäkologie, Brunn.

Genau so wie es bei einem Patienten, der eine schwere Krankheit hat, in letzter Hinsicht von ausschlaggebender Bedeutung ist, ob der Kranke am Leben bleiben will, ob seine vitale Energie, oder kurz sein Wille zum Leben stark genug ist, um alle Hemmungen zu überwinden, so ist es auch bei einem Volke. Unser Volk ist schwer krank und das, was den Arzt ganz besonders bedenklich macht, ist die offenbare Verminderung seines Willens zum Leben. — Vor mir liegt das ausgezeichnete Buch von Burgdörfer: „Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung“¹⁾. — Der Verfasser bringt uns die neuesten Zahlen auf diesem Gebiete — und nicht nur Zahlen, sondern auch ihre Zergliederung. Denn wenn man so einen kurzen Blick auf die Berichte der Statistiker werf, so las man, daß wir im Deutschen Reich noch immer einen Geburtenüberschuß von 640 000 im Jahre 1920, von 520 000 im Jahre 1922, 510 000 im Jahre 1924, von 490 000 im Jahre 1926 und von 400 000 im Jahre 1927 hatten und beruhigte sich bei dem flachen Gedanken, daß unser Volk noch immer ein wachsendes Volk sei und daß es jetzt in den Nachkriegsverhältnissen ganz gut sei, daß das Volk ohne Raum und ohne Kolonien sich nicht selber erdrücke.

Wenn man aber genauer hinsieht, merkt man, daß wir nur deshalb noch diesen kleinen Überschuß haben, weil die Sterbeziffer im Vergleiche zu den früheren Jahren so stark gesunken ist — vor 20 Jahren starben jährlich 1 200 000, jetzt kaum 800 000 und während das Durchschnittsalter früher 38 Jahre betrug, beläuft es sich jetzt auf 58 Jahre.

Es leben also im deutschen Volke viel mehr alte Leute als früher — während aber vor 20 Jahren noch 2 000 000 Menschen im Jahre geboren wurden, kamen im Jahre 1927 kaum 1 100 000 zur Welt — also ein Geburtensturz von 900 000 — früher hatten wir auf 1000 Einwohner 40 Lebendgeborene — jetzt kaum mehr 18. — Das deutsche Volk ist bereits überaltert. Die Geburtenzahl kann bis auf 0 sinken, die Sterbezahl nicht. Obendrein wird dieser gegenwärtige scheinbare Überschuß der Geburten über die Todesfälle sofort verschwinden, wenn diese über-

¹⁾ Veröffentlich. aus d. Gebiet d. Medizinalverwaltung XXVIII. Bd. 2. Heft. Berlin 1929. Verlag K. Schödy. Preis M. 8.50.

alterten Menschen absterben werden; das deutsche Volk ist greisenhaft geworden. Im Laufe der letzten 10 Jahre sind in Deutschland rund $2\frac{1}{2}$ Millionen Kinder zu wenig auf die Welt gekommen und 5—6 Millionen alter Menschen sind dank der Fürsorge und gesteigerten Hygiene erhalten geblieben. Dabei täuscht die heutige Sterbeziffer eine zu geringe Sterblichkeit und damit eine größere Bevölkerungszunahme vor, als tatsächlich vorhanden ist.

Wer aber sagt: warum denn überhaupt zunehmen? Der ist schon auf der absteigenden Linie, der wird nichts erobern, der wird nichts wieder gewinnen, ja der wird das Überkommene nicht einmal erhalten. Legen wir uns einmal die Frage vor: Wieviel Kinder, wieviel Lebendgeburten im Jahre braucht unser Volk, um seinen Bestand zu erhalten? Burgdörfer berechnet 18 Geburten im Jahre auf 1000 Einwohner. Unsere Wachstumsergie aber ist eben bereits auf dem Nullpunkt angelangt. Wir sind nicht einmal mehr ein stationäres Volk, sondern ein absterbendes Volk, denn zur Erhaltung unseres heutigen völkischen Bestandes brauchen wir 1370 000 Lebendgeburten, wir haben aber nur 1100 000. Dabei halte ich mich absichtlich nur an Quantitäten, von Qualität wollen wir erst später reden. Unser Volk hat 3 Millionen gebärfähiger Frauen, welche biologisch ungenutzt absterben. Die Bilanz im Lebensbuch unseres Volkes aber stellt sich nun in diesen Zahlen so dar: Auf 1000 der stationären Bevölkerung kommen 17,4 Todesfälle und 15,9 Geburten, mithin ein Defizit von 1,5.

Wir sind überaltert, wir schrumpfen ein, wir sind ein sterbendes Volk. Daß die Großstadtbevölkerung unfruchtbar ist, wird wohl allgemein bekannt sein; daß aber Berlin mit 9,9 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner (13 würde es brauchen, um am Leben zu bleiben) einen Welttieferrekord hält, das wird vielleicht doch manchem zu denken geben. Wenn man Berlin den dauernden Zustrom der ländlichen Bevölkerung sperren würde und es biologisch auf sich allein anwiese, würde die Bevölkerung in 180 Jahren von 4 Millionen auf 100 000 sinken. So rasch stirbt eine deutsche Großstadt an sich selbst. Paris ist gegenüber Berlin eine biologisch gesunde Stadt; dazu ein paar Zahlen: Auf 1000 Einwohner wurden geboren in Berlin 10, in Wien 12, Paris 16, London 17, Tokio 25, New-York 22, Moskau 30. Berlin allein ist von dem Zweikindersystem zum Einkindersystem übergegangen. Heirats- und Geburtenziffer sind gleich; aber selbst die Ziffer 10 ist für Berlin zu hoch, die sogenannte gereinigte Geburtenziffer beträgt nur 7,4.

Wenn aber einer glaubt, daß es in den Mittel- und Kleinstädten Deutschlands besser zugeht, so irrt er sich sehr.

Auch die deutschen Kleinstädte bleiben mit 12 Geburten von 1000 um ein volles Drittel unter dem Erhaltungsminimum, sämtliche deutschen Großstädte mit durchschnittlich 10 Geburten auf 1000 bleiben gar um $\frac{2}{5}$ darunter. Auch die Fruchtbarkeit der Landbevölkerung nimmt in Deutschland derart rasch ab, daß sie auch gar bald nicht mehr ausreichen wird, um den Bestand zu sichern. Nun ist es natürlich ein leeres Geschwätz von einer Minderung der Reproduktionskraft, Alterserscheinungen unseres Volkes zu sprechen — wir Gynäkologen wissen am besten, daß es ganz einfach nicht wahr ist; sondern das deutsche Volk hat den Willen zum Kind, den Willen zur Zukunft verloren. Und nicht etwa nur in der Stadt. Die Bäuerinnen kommen um die Anti-Konzeptions-Mittel. Die Begründungen sind löstlich: die eine hat zu wenig Käbe, um das 2. oder 3. Kind ernähren zu können, die andere hat zu viele Käbe und eine zu große Wirtschaft, um sich durch eine Schwangerschaft wieder vom Betriebe der Wirtschaft abhalten lassen zu können. Biologische, ethische, rassenhygienische Argumente des Arztes

werden, wie ich aus eigener Erfahrung sowohl bei einzelnen als auch aus Frauens-
versammlungen weiß, wo alle Stände vertreten waren, meist mit Hohnlachen be-
antwortet.

Nun sind ja die oberen Stände in diesem Wahnsinn der Selbstaueroottung
vorangegangen. Wenn man die Geburtenziffer der Berufe vergleicht, so mar-
schierten früher an der Spitze der Unfruchtbaren Lehrer, Apotheker, Advokaten,
Offiziere, Hochschulprofessoren, hohe Beamte, dann kamen Buchdrucker, Handels-
treibende, mittlere und kleinere Beamte, schließlich gelernte Arbeiter und Bauern
und den Schluß bildeten die körperlich und geistig Minderwertigen: die
ungelernten Arbeiter und Tagelöhner; die hatten am meisten Kinder — die be-
völkerten das deutsche Volk. Durch 200 Jahre ging dieser Prozeß der Verpöbelung,
des biologischen Selbstmordes der geistigen Führungsschicht hemmungalos vor sich
— und da wundert sich einer, daß dann an die Spitze des Volkes kleine Hand-
werker, Unterbeamte und allerhand kleine Leute kommen? Da aber nun alles um-
getempelt wird, so wird auch das bald überwunden — selbst die ungelerten
Arbeiter nähern sich in ihrer Geburtenzahl so rasch der unteren Grenze, führen
bei uns das 1-Kindersystem durch, so daß sich das Proletariat im biologischen Auf-
bau des Volkes selbst beträchtlich vermindert. —

Die Qualität eines Volkes ist aber natürlich genau so wichtig für Leistung,
Wert und Leben, wie die Quantität. Es kann nicht geleugnet werden, daß durch
das 2- und 1-Kindersystem der niederen Schichten und das völlige Aussterben der
führenden und geistige Werte schaffenden Schicht die Wahrscheinlichkeit des
Auftauchens von Genies und großen Talenten derart gering wird, daß sie prak-
tisch gleich null ist. Die Ideale der Führungsschicht verschwinden, wenn die Führer-
schicht ausstirbt und es bleiben die Ideale des Proletariats.

So wirkt sich der Kampf ums Dasein aus. Nicht als wirklich schöpferisches
Prinzip, sondern als Werte vernichtendes. Ein neues Volk entsteht für den, der
ungenau hinschaut, für den aber, der tiefer blickt, setzen sich die minderen Erbwerte
auf geistigem und körperlichem Gebiete durch — es ist ein anderes Volk da, das
vielleicht den gleichen Namen trägt und dieselbe Sprache spricht, aber in allen
wesentlichen Eigenschaften ein anderes ist. Diese Eigenschaften sind aber nichts
Neues, sondern waren da, kamen aber, solange die Eigenschaften der höheren
Stände maßgebend und biologisch genügend vertreten waren, nicht zum Aus-
druck. —

Auch diese Verpöbelung unseres Volkes und Umartung, wie ich es nennen
möchte im Gegensatz zu Burgdörfer, der es Umvolkung nennt, ist derzeit mitten im
Gange. Noch viel gefährlicher wird die Lage dadurch, daß die Grenzgebiete im Osten
langsam aber stetig von Polen durchsetzt werden, während nicht nur der Überschuß
der deutschen Landesbevölkerung in die Städte abwandert, sondern auch so viele
Stellen und Posten leer stehen oder keine deutschen Anwärter finden, daß hier
deutscher Raum ohne Volk brach liegt, während im Westen Volk ohne Raum sich
abquält. Aber nicht nur im Osten, auch im Herzen Deutschlands selbst wird das
deutsche Volk von Fremdstämmigen unterwandert. Im Jahre 1890 wurden z. B. in
den Bezirken Münster, Arnberg und Düsseldorf 33 000 Slaven gezählt, im Jahre
1910, also nach 20 Jahren, gleich 300 000 (4,36%), in Recklinghausen und Herne
war vor dem Kriege schon $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung polnisch.

Nach dem Deutschen Reiche strömen jährlich ca. 300 000 Wanderarbeiter,
größtenteils Polen. Schon dies beweist, daß das deutsche Volk nicht mehr so
rüstig ist, seinen eigenen Boden aus eigenen Kräften zu bewirtschaften. In den

Städten aber häufen sich die Arbeitslosen; der deutsche Landarbeiter will lieber in der Stadt als Industriearbeiter leben und schlecht leben als auf dem Lande sein. Ich erinnere mich, vor Jahren eine Umfrage gelesen zu haben, deren Beantwortung dann statistisch ausgewertet wurde. 1000 solcher landflüchtiger Industriearbeiter wurden gefragt: Warum sind Sie in die Stadt gezogen? und 90% antworteten darauf: Uns zog „Biergarten und Musik.“ Der ganze Osten des Reiches ist sehr dünn bevölkert, 133 Einwohner kommen auf den Durchschnitt des Reiches, 40—60 in Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Grenzmark Posen. „Die Menschen- und Blutarmut des reichsdeutschen Ostens ist die Folge der Landflucht.“ Das Volk ohne Raum hätte im Osten — im eigenen Gebiet Raum genug — aber die Stadt lockt zu stark. Nur der bodenständige Bauer, dessen Reichtum noch immer seine eigenen Kinder darstellen, ist in der Lage, dem Druck der polnischen Nachbarn zu widerstehen.

Dabei die wichtigste Forderung volkspolitischen Denkens: Der deutsche Boden muß durch den deutschen Bauer bestellt werden. Sonst geschieht uns das, was durch das Zweikindersystem in Siebenbürgen geschah: Der deutsche Bauer hat sich durch seine Tüchtigkeit hinaufgearbeitet — er ist der Besitzer der blühenden Landwirtschaft geworden — aber seine Hirten sind Zigeuner, Feldarbeiter und Dienstboten sind Rumänen und Magyaren, die Händler sind Juden. So wird das deutsche Dorf „unterwandert“ und schließlich gebört nach einem bekannten Gesetz der Weltgeschichte das Land dem, der es bebaut und bestellt, nicht dem, dessen Namen es im Grundbuch trägt. An unseren Grenzen im Osten rüden in diese Lücken sogleich Slaven ein, in Frankreich hingegen werden diese Lücken gar nicht ausgefüllt und da kommt es in den herrlichen, gesegneten Provinzen Südwestfrankreichs zu einer Bodenentwertung, die den Grund und Boden auf $\frac{1}{4}$ des vor 30 oder 40 Jahren gültigen Wertes herabmindert.

Da sieht man förmlich die falsche Familienpolitik und ein verkehrtes Steuersystem und Erbrecht am Werke. Der Bauer in Frankreich, durch das Gesetz gezwungen, seinen Besitz in gleiche Teile zu zerbrechen, ging vom Zweikinders- zum Einkindersystem über, damit wenigstens das eine Kind den ganzen Besitz übernehmen könne und weil dies gegen den Sinn der Natur ist, sinkt der Wert des ganzen Besitzes auf $\frac{1}{4}$. Der Bauer merkt an der eigenen Geldtasche, so einfach lassen sich bevölkerungspolitische Probleme nicht lösen.

Wir müssen nun die Frage stellen: gibt es für das deutsche Volk überhaupt noch eine Rettung? Ist der allgemeine Geburtensturz, das Aussterben der Wertvollen, die Verpöbelung, die Zusammenballung in der Stadt, die Verödung des Landes, die Unterwanderung, die Überfremdung — die Umartung überhaupt noch aufzubalten? Und da möchte ich etwas herausheben, was meiner Ansicht nach in den Vordergrund der Erörterung gebört: entweder ist der Geburtensturz die Folge einer Erkrankung des Willens, oder die Folge einer Reihe von Denkfehlern und Handlungsfehlern. Die Bevölkerung will sich wehren gegen Wohnungsnot, Erwerbslosigkeit, Steuerdruck, Verarmung, Herabsinken und Proletarisierung und ergreift biologisch falsche Maßregeln. Wenn es das allein ist, wohlun, dann können wir kämpfen. Denn wir können Einfamilienhäuser bauen, aber vergessen wir nicht, daß in Berlin W., im Nobelviertel, wo jede Familie ein eigenes großes Haus hat, am wenigsten Kinder zur Welt gebracht und aufgezogen werden — wir können eine neue Steuergesetzgebung durchführen, weil die jetzige wahrhaft antibiologisch wirkt — denn zwei Leute, die ohne zu heiraten in wilder Ehe miteinander leben, zahlen bedeutend weniger Steuer als ein Ehepaar, das drei Kinder

aufzieht; so sieht der Schutz des Staates gegenüber der Familie aus, aber auch da wird man erleben, daß, wenn die Ehe ohne Kinder den kinderreichen Ehen gegenüber mehr belastet wird, daß eben dann noch weniger Ehen geschlossen werden. Wir können das Erbrecht verändern — nur Familien mit drei oder vier gefunden Kindern dürfen den ganzen Besitz der Eltern erben — sehr gut und der Vater wird dem einzigen Kind Haus und Hof bei Lebzeiten schenken.

Wir können das Einkommen des Familienerhalters im Verhältnis zum Lebdigen und Kinderlosen steigern, nach einem gesetzlichen allgemeinen Schlüssel, der überall Anwendung finden müßte, sobald der Vater nachweisen kann, daß er gesunde Kinder aufzieht — der Erfolg wird sein, daß die Männer noch später heiraten werden — das Heiratsalter unserer Männer ist an und für sich schon viel zu hoch, also ein weiterer Fehlschlag. Die Elternschaftsversicherung ist ein weiterer Schritt auf diesem Wege. Wir Ärzte sind jeder Versicherungsanstalt gegenüber ganz besonders mißtrauisch, weil sie sich als Beamteneinstützung und parteipolitisches Instrument gegen die Versicherungsnehmer und die ausführenden Organe wendet, und immer mehr wirtschaftliche Ketten um den freien Mann schlingt, bis er wirklich nicht mehr zu atmen vermag. Burgdörfer rechnet aus, daß im deutschen Reiche etwa 15 Millionen Kinder unter 15 Jahren da sind; wenn man jedem eine jährliche Erziehungsbeihilfe von durchschnittlich 240 Mk. gewährt, vorausgesetzt, daß mehr als zwei Kinder in der Familie sind, während Familien mit 1 oder 2 Kindern nur je 100 Mk. bekämen, so brauchten wir jährlich etwa 1800 Millionen Mark. Diese sind von 20 Millionen unverheirateten oder kinderlosen Erwerbstätigen aufzubringen, so daß jeder durchschnittlich 75 Mk. für die Elternschaftsversicherung zahlen müßte, etwa 20 Pfg. pro Tag. Auch das ist nur ein Mittel, um das Heiratsalter von Männern und Frauen zu erhöhen. Wenn aber Burgdörfer erklärt, daß Ehen genügend geschlossen werden, aber an einer andern Stelle, daß mehr als 3 Millionen gesunder Frauen unverheiratet oder kinderlos absterben, so empfinde ich das als einen Widerspruch. Ich halte im Gegenteil dafür, daß die werktätige Förderung der Ehe biologisch von außerordentlicher Bedeutung ist und rege an, daß jede Stadt und jeder Landbezirk eine gemeinnützige Gesellschaft zur Vermittlung der Ehe errichtet: unter Führung von weitblickenden Ärzten und Rassenhygienikern und feinsfühligen Frauen. So könnte man Hunderttausende wertvollster Mädchen, welche im Haushalte versteckt oder im Berufe überlastet ihre freie Zeit der Pflege kranker Eltern oder Geschwister widmen und dadurch nicht Gelegenheit haben, einen wertvollen Mann kennen zu lernen, dem Lebensstrom des Volkes erhalten. Es ist da noch eine Kruste falscher Prüderie zu durchbrechen, aber ich weiß aus Vorträgen, welche ich vor Hunderten Frauen und Mädchen gehalten habe, daß die, wenn auch nur kurze Erörterung der Frage nach einer solchen Ehevermittlungsstelle, auf brennendes Interesse stieß. Und vom biologischen Standpunkte ist mir natürlich eine vermittelte Ehe mit 2 Kindern oder selbst mit 1 Kind noch immer lieber und wertvoller, als zwei unverheiratete Leute, welche sich vertiefen und vergeistigen, bis sie sich in Arbet aufgelöst haben.

Und nun zum Siedlungsgedanken. Schon vor 20 Jahren beriet ich mit einem der führenden Politiker der österreichischen Monarchie, Dr. Otto Steinwender, die notwendigen Maßnahmen zur Schaffung von bäuerlichen Leben, um die Landflucht in den Alpenländern zu bekämpfen. Der Krieg zerstörte die besten Ansätze und das, was sich in Deutschland, im Osten abspielte, ist leider Gottes auch nicht rühmendwert. Der Vorkämpfer des Siedlungsgedankens in Deutschland, Prof.

Sering, verlangte die Schaffung von 30 000 Bauernstellen jährlich, geschaffen wurden 1200, also knapp ein Zwanzigstel. Daß die Siedlung im Osten von ausschlaggebender Bedeutung für unser ganzes Volk ist, bezweifelt kein Einsichtiger — und doch dieser Mißerfolg. Aber gesetzt den Fall, wir machen es in den nächsten 10 Jahren programmgemäß, glaubt auch nur einer, daß der biologische Erfolg sich notwendigerweise einstellen muß? Ich würde es wünschen, aber glaube es nicht, denn selbst unsere erbgeessenen Bauern haben bereits den Willen zur Kinderschar verloren. Ja, aber haben sie den früher gehabt? Früher bekam eben die Bäuerin Kinder, wie's eben traf, Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett war ein unvermeidliches Übel; aber ob die Bauern bewußt die Kinderschar wollten und bejahten, außer dort, wo sie Dienstleute und Knechte brauchten, das müßte erst durch eine sorgfältige Untersuchung festgestellt werden. Jetzt wollen sie die Kinderschar nicht mehr. Das Bewußtsein, die Fortpflanzung regulieren zu können, hat auch diese Schichte erfasst und die reguliert eben, wie es ihr paßt. Allerdings kann man da vom völkischen Standpunkt auch einen Trost gewinnen, es ist zum ersten Male, daß unser Volk die Fortpflanzung regulieren lernt, es sei nicht so sehr eine Willensverminderung, als doch vielleicht eine Reihe von Fehlslüssen und Fehlhandlungen. Ich kenne diese optimistische Ansicht Grotjahn's, kann mich aber leider bei ihr nicht beruhigen.

Wenn wir eine Veränderung der Willensrichtung der großen Mehrheit unseres Volkes herbeiführen wollen, so muß zum ersten der gebildete Mittelstand mit gutem Beispiele vorangehen und dann muß das geistige Leben unseres Volkes aus den Quellen, die es speisen, erneuert werden. Da ist der Kampf gegen den Schundroman, den Kinokitsch, die Theaterseuche, den Luxuswahn, die Entartungsmode und Literaturgewächse fast wichtiger als Steuergesetzgebung und Wohnungsneubau. Biologie, Rassenhygiene, Vererbungslehre in den oberen Klassen aller Schulen ist wichtiger als irgendein Gegenstand. Diesen Kampf um das geistige Leben unseres Volkes siegreich durchzukämpfen, ist die oberste Aufgabe aller wahrhaft Deutschen und all derer, welche an dem Bestehen unseres Volkes ein wirkliches Interesse haben.

Germanen und Kelten in Mitteldeutschland.

Von Dr. Waltber Schulz, Halle (Saale),

Landesanstalt für Vorgeschichte.

Mit 11 Abbildungen.

Die Landschaft, die als das mittlere Deutschland bezeichnet wird, ist nach Volkstum und Kultur mehr als einmal ein ausgesprochenes Grenzland gewesen. Noch heute ist hier überall die deutsch-slawische Volksgrenze des frühen Mittelalters zu erkennen; nur unbestimmter lassen sich im Volkstum ältere Grenzen abnen, die bereits vorgeschichtlich sind und erst durch die Bodenbefunde erschlossen werden. Für das Verständnis der heutigen Bevölkerungsverhältnisse ist diese Feststellung aus der Vergangenheit nicht unwesentlich. Zu der Ost-Westteilung, die sich im Lichte der Geschichte durch Abwanderung der Germanen östlich von Elbe und Saale und Einströmen von Slawen in dieses Gebiet entwickelte, tritt die Quererteilung des mittleren Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit, die die norddeutsch-germanische Kultur von der süddeutsch-keltischen trennt.

Daß die Kelten einst auch bis nach Thüringen hinein siedelten, hat zunächst die Sprachforschung auf Grund der Namengebung von Bergen, Flüssen und Orten erschlossen. Die geschichtliche Überlieferung läßt dabei noch einige schwache Lichtstrahlen auf diese „vorgeschichtliche“ Vergangenheit fallen. Die Quellen der Vorgeschichtsforschung aber, die Bodensfunde, geben Kunde von der Kultur und dem Geschick der einstmals hier siedelnden Kelten und der kraftvoll vordringenden Ger-

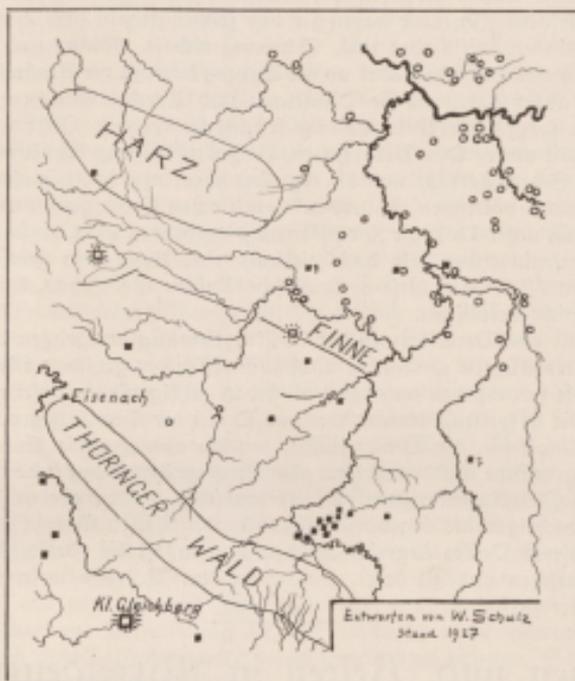


Abb. 1. Verbreitung der Erdhügelgräber und der Steinsetzgräber in Mitteldeutschland zur älteren Latènezeit (4. Jahrh. v. Chr.).

○ Erdhügelgräber. ■ Steinsetzgräber. * Höhenburgen.

manen. Eine Sage ist bei Livius überliefert, daß zur Zeit des römischen Königs Tarquinius Priscus, also um 600 v. Chr., aus dem Keltenland (wohl im südwestlichen Deutschland) eine Keltenschar unter Vellovesus nach Italien und eine andere unter Sigovefus zum Herzynischen Walde, zu dem auch das deutsche Mittelgebirge gehört, zog. Für Italien scheint der Kelteneinbruch in dieser Angabe zu früh angesetzt, soweit aber Mitteldeutschland in Frage kommt, könnte sich diese Sage mit der Tatsache decken, daß in Südhüringen die bedeutendste Keltensfeste Mitteldeutschlands auf dem Kleinen Gleichberg bei Römbild gerade in jener Zeit von Kelten, die aus dem Westen anrückten, in Besitz genommen wurde. Im 4. Jahrhundert treten die Kelten mit ihrer charakteristischen Totenausstattung auch nördlich vom Thüringer Walde auf. Besonders in der Hügellandschaft an der oberen Saale bei Pößneck und Kanis haben damals die Kelten dicht gesiedelt;

vereinzelter finden wir ihre Hinterlassenschaften in Thüringen bis zur Unstrut, ja auch noch darüber hinaus im Norden, z. B. bei Schaffstädt, Kreis Merseburg (Abb. 2). Die Toten sind unverbrannt beerdigt, der Bronzeschmuck — es sind meist Arms- und Halsringe oder auch die als Fibeln bezeichneten Gewandhaften (siehe Abb. 2) — zeigt die charakteristische keltische Latèneform (La Tène, eine keltische Siedlung im Neuenburger See, gab diesem Verzierungsstil und der ganzen keltisch beeinflussten Zeitperiode der letzten 8 Jahrhunderte v. Chr. den Namen). Die Bestattungen unterscheiden sich von den norddeutsch-germanischen Gräbern,

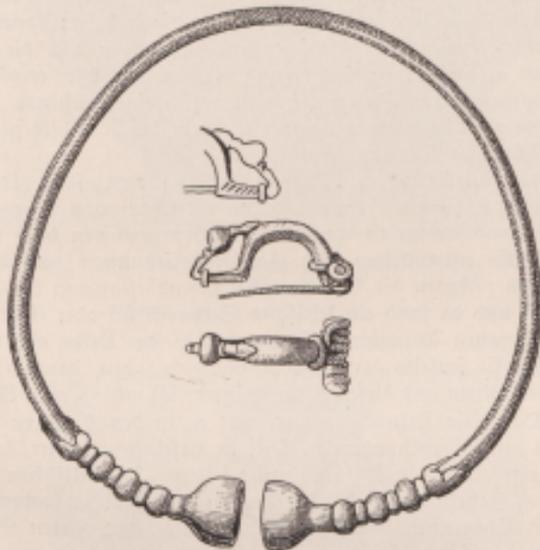


Abb. 2. Bronzeschmuck (Halsring und Fibel) aus einem keltischen Steletztgrab von Schaffstädt, Kr. Merseburg. Nach Jahreschrift f. d. Vorges. der sächs. Schür. Länd.

die Urnen mit dem verbrannten Gebein der Toten und weniger reiche Beigaben enthalten. (Karte der Kelten und Germanen im 4. Jahrhundert Abb. 1.)

Aber schon vorher, im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. zieht durch Mitteldeutschland eine Kulturgrenze, die sich besonders in dem Bestattungsbrauche, aber auch in Schmuckformen äußert. Die Steletztgräbergruppe, die gleichfalls bereits mitunter als „keltisch“ bezeichnet wird und wiederum durch Hals- und Armringschmuck ausgezeichnet ist, greift sogar nach Norden in einzelne Bestattungen bis um den Harz herum. Vielleicht war es ein Durchdringen der germanischen bäuerlichen Kultur mit einem Volk, das sich auf Salzgewinnung und andere Industrie verstand, denn wir finden die „keltischen“ Steletztgräber gerade vielfach an Stätten, die diese Vermutung nahe legen, so auch in der alten Salzstadt Halle mit ihrem vorgermanischen Namen, der an Orte der Salzgewinnung in Süddeutschland und im Alpengebiete anklingt. Und selbst Kulturgrenzen der frühen Bronzezeit und der jüngeren Steinzeit, also des 2. und 3. Jahrtausends v. Chr., wurden von der Forschung mit Urkelten und Urgermanen in Verbindung gebracht; wie Norddeutschland und das westliche Ostseegebiet als Ausgangsland der Germanen, so wurde Mitteldeutschland als das der Kelten angesehen. Wir betreten aber hier,

wenigstens soweit die Kelten in Betracht kommen, schon sehr schwankenden Boden, so werden für die jüngere Steinzeit ganz verschiedene der in Mitteldeutschland sich ausbreitenden Kulturen als „keltisch“ bezeichnet. Immerhin mag der eine oder andere Bestandteil der älteren Bevölkerung im späteren Keltentum Mitteldeutschlands ausgegangen sein, aber auch das vordringende Germanentum wird solche Bevölkerungsreste aufgesogen haben.

Jedenfalls können wir, wie oben dargelegt, seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. in Thüringen echtes Keltentum fassen. Hier lassen die Funde zunächst auf eine freie Bevölkerung schließen, die ihren Toten auch Waffen, das Abzeichen der Freien, in das Grab legte; daneben aber steht eine Handwerksbevölkerung. Die schützenden Höhenburgen¹⁾, die wir an verschiedenen Stellen in Thüringen finden, und die den bei Cäsar erwähnten oppida Galliens entsprechen, waren Stätten, in denen sich eine blühende Industrie entwickelte; so wurde oben bereits der kleine Gleichberg bei Römbild genannt, der ein Hauptort der Thüringer Kelten war.

Im Norden Thüringens, bis zur Unstrut, siedelten aber damals die germanischen Bayern. Das Erreichen von Burgen war ihnen im allgemeinen fremd, wenn sie auch in den Grenzgebieten doch nicht ganz zu fehlen scheinen. Es entwickelten sich Handelsbeziehungen und Verbindungen. Kelten Thüringens nahmen die norddeutsche Brandbestattung an, so bei Gotha und Erfurt. Hier und da fand ein keltisches Schmuckstück oder ein keltisches Tongefäß bei den Germanen Aufnahme. Es paßt zu diesem Bilde, daß die Germanen den Bergzug, den sie jenseits der Unstrut vor sich sahen, damals mit dem keltischen Namen benannten und diesen dann in ihrem Munde zu dem Namen „Sinne“ umformten²⁾. Das freie Keltentum aber, wie es in den Gräbern von Pögned-Nanis besonders im 4. Jahrhundert v. Chr. in Erscheinung tritt, kann sich nördlich vom Thüringer Wald bald nicht mehr halten. Die keltischen Bestattungen brechen hier im 3. Jahrhundert ab. Die germanische Kultur erobert — vielleicht friedlich — ganz Thüringen. Die Siedlergruppe an der oberen Saale wandert wahrscheinlich in das Land südlich vom Thüringer Walde ab, wo sie unter dem Schutze der Feste auf dem kleinen Gleichberge stand. Der Handwerker aber bleibt. Es macht sich nun auf den Begräbnisplätzen mit ihren norddeutschen Leichenbrandgräbern ein verstärkter keltischer Handwerks einfluß vom 3. bis 1. Jahrhundert v. Chr. geltend. Begehr ist die feine, auf Drehscheibe hergestellte Keramik, die aus Töpfereien hervorgeht, die die keltische Tradition fortsetzen (Abb. 3 u. 4). Zwar liebten die Germanen nicht den keltischen Ringschmuck, aber die zu der Tracht der Germanen gehörenden Eisenhaken der breiten Gürtel (Abb. 8) wurden nun in Bronze gegossen und im keltischen Stil mit Rosetten und Wirbeln verziert (Abb. 6). Einer dieser Gürtelhaken ist gar als menschliche Gestalt gebildet (Abb. 7), mit

¹⁾ Siehe auch „Voll und Kasse“ S. 1928 S. 212 (Albrecht).

²⁾ Der Name des Bergzuges wird mit keltisch pennna „Kopf“ in Verbindung gebracht; diese keltische Bezeichnung hätten die Germanen schon vor der ersten Lautverschiebung übernommen. Allerdings paßt diese Bezeichnung gar nicht zu dem langgestreckten Rücken der Sinne. Man müßte schon eine Erweiterung der Bedeutung Kopf, Bergkopf zu Bergzug annehmen. Eine andere Erklärung wäre möglich, wenn die Sinne einen auffallenden Bergkopf trüge, der namensgebend gewesen sein könnte, doch auch das ist nicht zu finden. Erst der an die Sinne anschließende Bergzug der Schmucke trägt gerade an dem Abfall zur Sinne eine derartige Höhe mit gewaltigen Burganlagen (Monraburg und Wendenburg), von denen die Monraburg sicher eine keltische Höhenburg war. Doch, daß von dieser die Bezeichnung Sinne ausgegangen ist, dürfte wohl nicht genügend begründet sein.



Abb. 3.

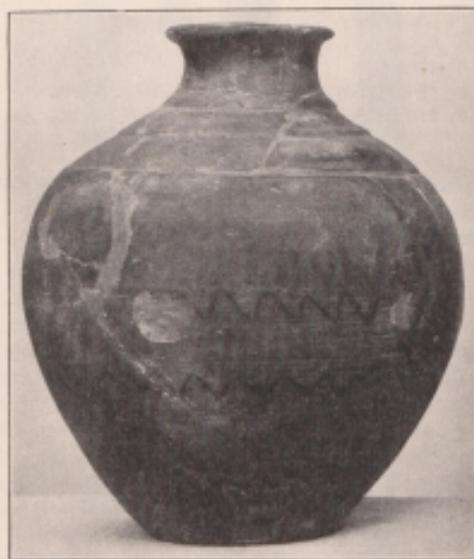


Abb. 4.

Auf Drehschibe gearbeitete Tongefäße.

Abb. 3. Frühe Latènezeit: Gispersleben, Kr. Erfurt.

Abb. 4. Späte Latènezeit: Klein-Corbetha, Kr. Mansfeld.

Wickelgamaschen und Halsring — vielleicht die Tracht des keltischen Handwerlers? Dann fanden die typischen keltischen schweren kettenartige Gürtel aus Bronze Verbreitung, die offenbar auch gern von den germanischen Frauen getragen wurden. Aus Bronze werden Fibeln gegossen und mit Korallen besetzt; Blutemail dient als Einlage in Schmuckstücken. Ja der keltische Einfluß verstärkt sich womöglich noch im letzten Jahrhundert v. Chr., besonders nachdem die germanischen Bauern zum Teil Thüringen verlassen hatten und sich dem lockenden Rheingebiet zuwandten. Wir befinden uns hier in der Zeit des Ariovist, der seine Germanen in Gallien anzusiedeln versucht und immer neuen Zustrom aus Germanien erhält. Es ist interessant festzustellen, wie damals auch eine ostgermanisch-wandalische Schar über Mitteldeutschland dem Rheine zustrebte und hier und da eine



Abb. 8.



Abb. 6.



Abb. 7.

Mittelfränkische Gürtelbaken aus Leichenbrandgräbern.

Abb. 8 aus Eiten, Schäfflöt, Kr. Merseburg; Abb. 6 und 7 aus Bronze, keltischer Stil; Abb. 6 Klein Wangen, Kr. Querfurt; Abb. 7 Connewitz, Kr. Leipzig.

Niederlassung mit Begräbnisplatz — so bei Artern im Kreise Sangerhausen und bei Bernstedt im Kreise Naumburg — zurückgelassen hat. Die Gräber schließen sich vollkommen den wandalischen Bestattungen Schlesiens an und lassen sich fast im Zuge einer Linie bis zur Wetterau verfolgen³⁾.

In dieser Zeit entsteht auf der Altenburg bei Arnstadt eine neue befestigte Stadt keltischen Charakters; die Kleinfunde hier tragen keltisches Gepräge, es war offenbar eine Stätte des Handwerkes und ein Handelsplatz, wie mehrere keltische Münzen erweisen. Und aus dem Westen Thüringens kennen wir aus der Zeit um die Wende zum ersten Jahrhundert n. Chr. zwei Eisenbarrenfunde keltischer Herkunft, die in den Handel gebracht wurden, um weiter zu Geräten verarbeitet zu werden. Der eine Fund wurde bei Heiligenstadt gemacht (Abb. 8), der andere wird auf der Wartburg aufbewahrt und dort als „Schwurschwerter“ gezeigt. Ein weiterer derartiger Barrenfund stammt aus Hessen nicht weit von der Altenburg bei Niederstein⁴⁾. Die nächstverwandten Barrenformen sind im Keltengebiete Südinglands nachzuweisen. Alfred Götz, der die Wartburgbarren in das

³⁾ Siehe „Voll und Kasse“ 4, 1929, S. 34 ff. (besonders auch S. 36) E. Petersen: Die Wandalen im Spiegel der Bodenfunde.

⁴⁾ Über diese Burg, in der man den Hauptort der Chatten Mattium wiedergefunden zu haben glaubt; siehe „Voll und Kasse“ 3, 1928 S. 213.



Abb. 2. Eisenbarrn von Heiligenflade. Etwa $\frac{1}{3}$ n. Gr.

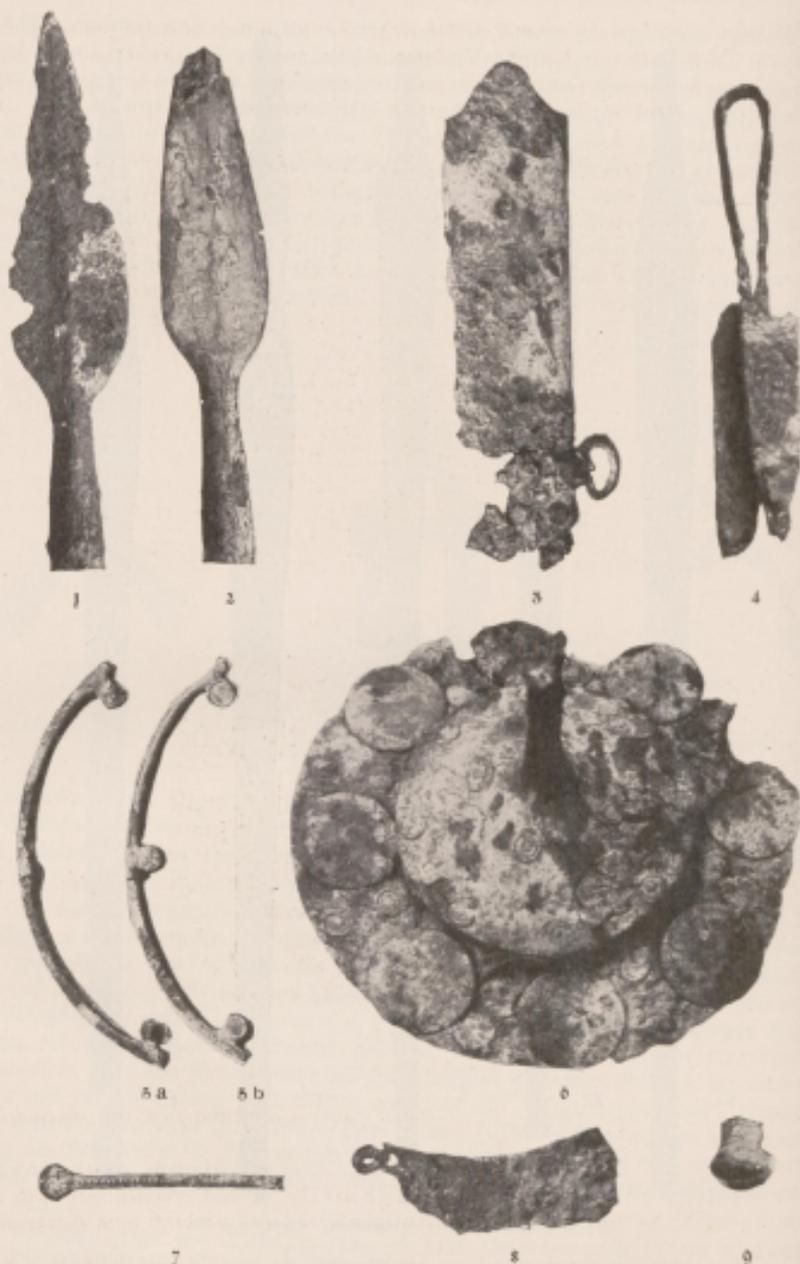


Abb. 9. Mannesgrab der Zeit um Chr. Vbh. von Hürbichhausen bei Hersfeld.
 1 u. 2 Lanzenspitzen, 3 Schwertschneide, 4 Dohrer, 5 bis 7 Schildbuckel und Schildbeschlüge, 8 Messer,
 9 Trinkenbecken aus Bronze.

rechte Liche gestellt hat⁵⁾, vermutet, daß sie tatsächlich auch dort gefunden sind, und daß der Berg einst eine keltische Volksburg getragen hat. Eigentümlich paßt diese Entdeckung zu dem Ergebnis der Ortsnamenforschung, daß sich gerade bei Eisenach eine keltische, offenbar Eisen verarbeitende Bevölkerung länger erhalten hat, da



Abb. 10. Schloß, Kr. Merseburg. $\frac{1}{4}$.

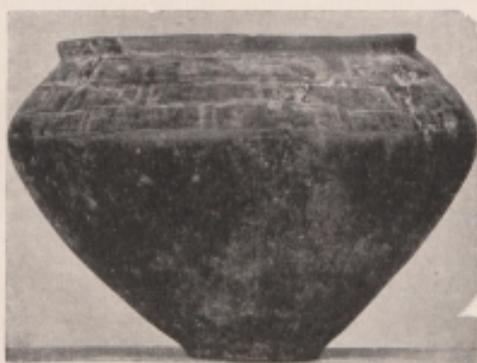


Abb. 11. Weiskreis. $\frac{1}{4}$.

Handgearbeitete Lichenbrandurnen der Zeit um Chr. Geb.

der Ortsname Jsinaca erst nach der ersten Lautverschiebung von den Germanen übernommen wurde⁶⁾.

Kurz vor Christi Geburt dringt aber wiederum eine norddeutsch-germanische Bevölkerungswelle in das Saalegebiet und in Thüringen ein; die älteren Sitze dieser Einwanderer lagen nördlich vom Harze und

⁵⁾ A. Böge: Die Schwurshwerter der Wartburg „taleae ferreae“, Kossinastschrift, Mannus-Ergänzungsband VI, 1928, S. 188 ff.

⁶⁾ Siehe K. Müch: in „Volk und Rasse“ 3, 1928, S. 198.

im mittleren Elbgebiet. Sie schaffen neue Verhältnisse in Thüringen. Die Bestattungsplätze deuten auf Kriegerertum, die Waffen sind den verbrannten Toten in das Grab gelegt, Schildbuckel, Lanze und Schwert sind häufige Beigaben (Abb. 9). Die Männer und Frauen sind getrennt bestattet. Männerfriedhöfe waren auf weit hin sichtbaren Höhen angelegt (z. B. Osterberg bei Meisdorf; Mühlberg bei Crüchern, Schwedenhöhe bei Schlopau, Schanze bei Groß-Komstedt). Die großen Bestattungsplätze aber scheinen nicht einer Dorfsiedelung, sondern einer größeren Gemeinschaft, vielleicht einem Gau, eigen gewesen zu sein. Die Männerfriedhöfe deuten wohl schon auf ein Kriegerertum, ähnlich der spätheidnischen Walballe vorstellung im Norden. Ja man kann bei diesen Sitten eine straffe Kriegerorganisation vermuten, wie sie Cäsar von den Sweben schildert. Sweben waren es jedenfalls, die jetzt Thüringen in Besitz nahmen, ihre Siedelungen erstreckten sich westlich bis in die Gegend von Eisenach (Stregda). Vereinzelt treten gleichartige Funde längs der Elbe bis Böhmen (in der Zeit kurz vor Eindringen der Markomannen) andererseits im Naingebiet Bayerns auf. Man wird nicht fehl gehen, wenn man in diesem Volke die Hermunduren der Überlieferung sieht. Für eine andere Lebensweise als die der älteren Siedler spricht ihr kurzes Verweilen an einem Platze, sie sind nicht so fest mit dem Boden verbunden wie die latènezeitlichen germanischen oder halbgermanischen Bauern Mitteldeutschlands, die Jahrhunderte lang auf ihrer Scholle saßen. Gräberfelder brechen nach kürzerer Benutzungszeit ab, neue setzen an anderer Stelle ein. Daß hierdurch unruhige Zeiten für Thüringen eintraten, mag ein Fund von Körner, Kr. Sondershausen erweisen, wo bei Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. ein Bauer sein ganzes Gerät an Eisen, besonders Haus- und Ackergerät im Boden vergrub. Zunächst finden wir aber auch jetzt noch in den Hermundurigräbern der Zeit um Christi Geburt hier und da ein Drehscheibengefäß, das für Fortbestand des altheimischen Töpferhandwerks spricht. Die eigene hermundurische Keramik dagegen, die die Drehscheibenware verdrängte, ist das sauber gearbeitete, aber freihändig hergestellte schwarz polierte weitmündige Gefäß (Abb. 10 u. 11), das an der Schulter ein fein eingerissenes oder einpunktiertes Bandmuster, in späterer Zeit besonders gern ein Mäandermuster trägt, das mit einem gezähnten Rollstempel hergestellt ist. Gerade diese Gefäße zeigen eine enge kulturelle Verbindung mit den übrigen elbgermanischen oder herminonischen Stämmen: den Markomannen in Böhmen, den Semnonen an der Havel und den Langobarden an der unteren Elbe. Das für die Waffen gebrauchte Eisen wurde in den Siedelungen der Hermunduren selbst verhüttet, wie Funde erweisen; das Gerät des Schmiedes erscheint jetzt auch als Grabausstattung, offenbar war dieses Handwerk eines freien Mannes würdig.

In dieser Zeit schwinden die letzten Spuren der keltischen Art, wenn wir nicht das Auftreten vereinzelter Skelettbestattungen im ersten Jahrhundert n. Chr. für sie geltend machen wollen. — Wie ist nun die keltische Bevölkerung untergegangen? An ein Ausrotten mit Stumpf und Stiel ist wohl nicht zu denken, auch nicht an restlose Abwanderung, trotzdem damals die Festungsanlage auf dem kleinen Gleichberge gewaltsam zerstört und niedergelegt ist und auch die anderen keltischen Höhen-siedelungen verlassen sind. Vielleicht haben die keltischen Reste unter anderen Verhältnissen im offenen Lande weiter gesiedelt; einige Funde lassen sich so deuten, nämlich Siedelungen im offenen Gelände, in denen sowohl Gefäßscherben keltisch-thüringischer Art wie auch der norddeutschwesbischen Art vereint vorliegen. In der Nähe der Alteburg bei Arnstadt liegt im Tale eine offene Siedelung, die vielleicht die Burgsiedelung fortsetzt.

Die Hermunduren kennen wir geschichtlich als einen kriegerischen Stamm, der den Ebatten salzhaltige Quellen an der Werra in hartem Kampfe abnahm und der sich in die Verhältnisse der Marcomannen und Quaden einmischte. Andererseits erfahren wir aus einer bei Tacitus überlieferten Nachricht, daß handeltreibende Hermunduren bis nach Augsburg zu kommen pflegten. Vielleicht ist hierdurch der Charakter zweier verschiedener Bestandteile in der Hermundurenbevölkerung gekennzeichnet.

Ein älterer aus den Angaben des Ptolemäus erschlossener Volkstamm in Mitteldeutschland ist der der Teurier, der keltischen Lautstand trägt⁷⁾. Vielleicht, daß die „germanische“ Brandgräberbevölkerung der Latènezeit so benannt wurde, vielleicht daß er von den keltischen Bestandteilen seinen Ursprung genommen hat⁸⁾. Jedenfalls läßt unser Landschaftsname Thüringen noch heute die Verbindung mit der vor- und frühgeschichtlichen Bevölkerung Mitteldeutschlands, den Teuriern und den Hermunduren erkennen.

Aber nicht nur unverständliche Namen, verfallene Wälle, dem Boden entnommene Fundstücke zeugen von den Völkern, die einst hier siedelten, sondern sie haben mit Anteil an der Kultur des Landes und haben zu dem heutigen Volkstum beigetragen.

Bemerkungen zu den Abbildungen: Karte Abb. 1 ist hier zum ersten Male veröffentlicht. Die Klischees der Abbildungen 2, 3, 4, 8, 9, 10, 11 hat die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle geliefert, sie sind Arbeiten der Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder entnommen. Die Originale zu Abb. 2 befinden sich im Museum Mersburg, zu Abb. 9 in der Privatsammlung Studienrat Dr. Lämmerer-Sondershausen, die übrigen in der Landesanstalt für Vorgesch. Halle.

Die Klischees zu Abb. 5—7 hat Verlag Kalisch-Leipzig geliefert, aus „Tagungsbericht der Deutschen Anthrop. Gesellschaft Köln 1927“, Original Abb. 5 u. 6 Landesanstalt f. Vorgeschichte Halle, Abb. 7 Staatl. Mus. Berlin.

Wichtigstes Schrifttum: Mit der Festlegung der Germanen-Keltengrenze hat sich besonders Kossinna in verschiedenen Schriften befaßt, zuletzt darüber „Herkunft der Germanen“ Mannusbibl. Nr. 6 Aufl. 2, 1927. — Pb. Kropf: „Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und weißer Elster“ Mannusbibl. Nr. 2, 1911. — Die Untersuchungen des Verfassers sind u. a. niedergelegt: „Keltische Bevölkerung und keltisches Gewerbe in Mitteldeutschland“, Tagungsbericht der Deutschen Anthrop. Gesellschaft Köln, 1927, S. 105 ff.; „Die Bevölkerung Thüringens im letzten Jahrhundert v. Chr. auf Grund der Bodensunde“ Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thür. Länder, Bd. XVI, 1928. Die wichtigsten Einzelveröffentlichungen: über die Keltenburg auf dem Kleinen Gleichberg bei Nömbild zuletzt Alfred Göge: „Prähistorische Zeitschrift 13/14, 1921/22 S. 19 ff.“; „Die Alterburg bei Arnstadt in Thüringen“ E. Lämmerer, Mannusbibl. Nr. 87, 1924; „Der Urnenfriedhof auf der Schanze von Groß-Nomstadi“, bedeutendster Begräbnisplatz der Hermunduren aus der Zeit um Chr. Geb., G. Eichhorn, Mannusbibl. Nr. 40, 1927.

⁷⁾ Siehe „Voll und Kasse“ 3, 1928, S. 199 (N. Much: Kelten und Germanen).

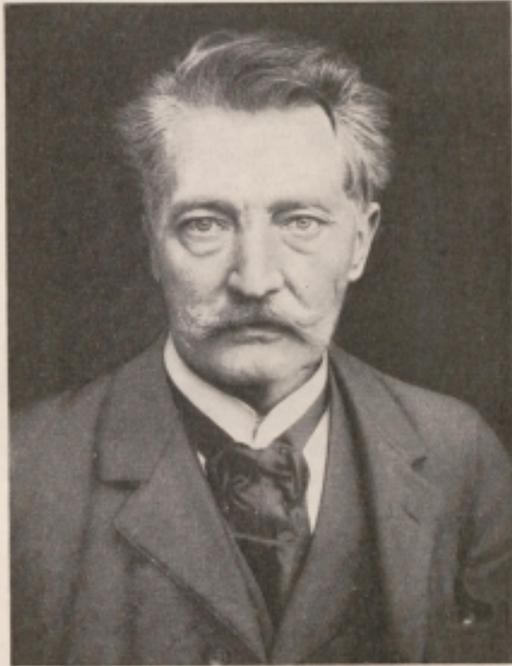
⁸⁾ N. Much erwähnt a. a. O. die Deutung als „Bergbewohner“. Dieser Name würde für die keltischen Burgsiedler passen. So sei hier nur bemerkt, was A. Göge über die keltischen „Gipfelburgen“ im Anschluß an den Kleinen Gleichberg bei Nömbild sagt: er ist zu dem Ergebnis gekommen, „daß die Bevorzugung hoher Berggipfel bei der Anlage befestigter Siedlungen auf einer durch lange Betätigung erworbenen Gewöhnung beruht, die sich bei einem im Bergland groß gewordenem Volk ausgebildet hat und durch gewisse Lebensgewohnheiten gestützt wird. — Mit einem Worte, auf einem ethnischen Moment. In unserem Gebiete sind es nur die Kelten, die in Frage kommen.“ (Göge: Prähistorische Zeitschrift 13/14, 1921/22 S. 24.)

Ein Dichter nordischer Art.

Von Christian Voëck, Bramfeld.

Mit einer Abbildung.

Von einem englischen Universitätsprofessor, einem Vertreter der Germanistik, liegt die Äußerung vor, daß ihm von allen deutschen Dichtern Johann Hinrich Febrs (1858—1916) als den Engländern am meisten wesensverwandt erscheine. Woran liegt das? In Febrs spricht sich niederdeutsches Wesen besonders



Johann Hinrich Febrs.

Nur aus, es mag sein, daß den Engländer dies Niederdeutsche als verwandt ausgesprochen hat. Febrs bekundet aber nicht minder deutlich nordische Art; jenes Gefühl seelischer Nähe kann auch hieraus entspringen. Dann müßte allerdings jener Engländer selbst ein Norde sein, worüber ich nichts auszusagen vermag; eine andere Folge würde sein, daß das Gefühl naher Wesensverwandtschaft nicht von allen Engländern geteilt werden würde, eine Frage, die heute gleichfalls nicht entschieden werden kann. Denn Febrs ist in England noch weniger bekannt als in Deutschland, andere Äußerungen maßgebender Engländer über ihn liegen daher nicht vor.

Tatsächlich trägt Febrs Züge des nordischen Wesens so deutlich an sich, wie wenig andere Dichter in Deutschland. Man kann ihn fast als ein Muster nordi-

scher Form bezeichnen. Indem man ihn als solches aufweist, gewinnt man gleichzeitig einen Maßstab dafür, wie sich Nordisches in einem Dichter ausdrückt.

Bei solchen Untersuchungen wird man immer von dem Gesamteindruck ausgehen, den ein Dichter auf den Betrachter macht. Die körperliche Gestalt entscheidet nicht, denn im Körperlichen decken sich Erbbild und Erscheinungsbild nicht immer. Oft mag es vorkommen, daß Geistiges und Leibliches sich nicht entsprechen. Bei unserer Untersuchung kommt es auf das geistige Bild des Menschen an.

Aus dem Werk eines Dichters spricht seine innerste Persönlichkeit, die oft genug bemerkenswert anders sein mag als seine geistige Tageserscheinung. Sie offenbart sich in dem geistigen und seelischen Gehalt seines Werkes und aus dessen Formgebung. Alle drei, Geist, Seele und Leib des Kunstwerks wirken zusammen, um jenen Eindruck zu erzeugen. Erfasst wird er durch innere Anschauung. Vergeblich wäre es, ihm durch Zergliederung der Einzelheiten auf die Spur kommen zu wollen. Das Geheimnis ihrer Schönheit verrät die Rose nicht, indem man Blatt für Blatt betrachtet. Ihr Gesamtbild, die Geschlossenheit aller Einzelformen bindet das Wunderwerk der Schönheit. So entsendet das Kunstwerk aus dem Ganzen seiner geistigen und stofflichen Einheit in mannigfachen Strahlen das Bild des Künstlers, das sich im Gemüt des Betrachters wieder zur Einheit eines geschlossenen Eindrucks sammelt.

Das Bild, das sich so aus dem Werke eines Dichters, eines Künstlers formt, ist, wie gesagt, oft verschieden von dem Eindruck seiner bürgerlichen Persönlichkeit. Beidem zugrunde liegt eine Menschenform innerlichsten Gehalts, die sich einerseits im Kunstwerk, andererseits in der menschlichen, bürgerlichen Erscheinung entfaltet. Am reinsten stellt sie sich im echten Kunstwerk dar, in dieses geht sie, wenn es sich um einen ganzen Künstler handelt, restlos ein, während die menschliche Erscheinung oft durch allerlei Zufälligkeiten, Erfahrungen, Verhältnisse gebrochen oder gewandelt ist. So erklärt sich der Unterschied zwischen der künstlerischen und menschlichen Erscheinung der Persönlichkeit. Nur wenn es dem Künstler als Menschen gelingt, alles Zufällige seines Lebens zu überwinden, deckt sich künstlerische und menschliche Erscheinung. Es sei gleich bemerkt, daß das bei Febrs in seinen Altersjahren der Fall war.

In dem Maße, wie die Säbigkeit, geistige und seelische Rassenmerkmale aufzunehmen, beim Betrachter entwickelt ist, wird er Febrs zuerkennen müssen, daß das innere Bild seiner Persönlichkeit streng nordisches Gepräge trägt. Es ist mehr leicht als warm, es ist bar aller Gefühlseligkeit, es kündigt Keuschheit und Reinheit des Empfindens, es strömt Herbe aus; die Liebe, von der er spricht, hat nichts von Schwächlichkeit, aber erziehende Kraft; Adel der Gesinnung redet aus ihm, Abstand von den Dingen, Zucht und dauernder Auftrieb nach oben. Bei aller Strenge fehlt jegliche Dürftigkeit. Man könnte fragen, ob diese seelische Fülle die Form des nordischen Innenbildes sprengt; aber es ist nicht der Fall. All der blühende Reichtum bleibt streng in den Grenzen des nordischen Wesens. Geistig entspricht dem das Fehlen aller Überstiegenheit und die Kraft des Aufbauens, des Formens und Gestaltens. Wer nur irgendeine Empfindung dafür hat, muß es fühlen, daß nordische Luft das Werk dieses Dichters umwittert. Und wie man Einzelheiten nachgeht, stößt man überall auf die besonderen Eigenheiten nordischen Wesens.

Kunst und Dichtung ist Form, darum muß sich in der Formgebung die Art des Schaffenden am unmittelbarsten aussprechen. Form und Gehalt sind in der

Kunst im Grunde eins. Wie daher die Form eines Kunstwerks erscheint, zeigt sich seines Wesens innerster Zug.

Hans J. B. Günther hat in seinem Buch „Rasse und Stil“ das Verhältnis der verschiedenen Rassen zum Stil untersucht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß bei der nordischen Rasse die Frage nach der Unterscheidung von Form und Gehalt gegenstandslos ist, weil bei ihr Form und Gehalt sich gänzlich decken. Dieser Deutung ist zuzustimmen. Sie läßt sich aber in einem, von Günther bereits angedeutetem Punkte erweitern, daß oft genug der Gehalt in der Dichtung nordischer Mensch so quellend ist, daß er die äußere Form von innen her weitet. Nicht der Kreis, sondern die Parabel, die ins Unendliche deutet, ist ihr Gleichnis. Nicht glatte, sondern große Form ist ihr Zeichen.

Im gegenwärtigen Zusammenhang kann diese Bemerkung nur als Zwischenbemerkung gelten. Es gibt wohl kaum einen Dichter, in dessen Hauptwerken sich äußere Form und Inhalt so decken wie bei Jehro. Dabei ist Jehro ein Künstler strengster Form. Er läßt sich niemals gehen, das läge nicht in seiner Art und in seiner Arbeitsweise, die aus seiner Art entspringt. Sorgsam hat er an seinen Werken gearbeitet, nicht aus Angstlichkeit, sondern aus innerem Trieb. So entsteht ein Hochgrad künstlerischer Form innen und außen. Innere Form ist da, weil der Gegenstand nach Stoff und Charakteren wahrhaft gemeistert ist, und diese innere Klarheit durchdringt die Formgebung bis ins einzelne.

Wille zur Form bekunden schon die ersten Werke von Jehro, seine hochdeutschen Versepen. Heute, wo wir den ganzen Umfang seines Schaffens übersehen, gelten sie uns nur als Verheißung, die sich erst in seinen plattdeutschen Schriften erfüllt. Was sie auszeichnet, ist unter anderem die strenge äußere Form. Aber man fühlt eine gewisse Unstimmigkeit zwischen Form und Inhalt. Die Form dieser im Blankvers geschriebenen Erzählungen ist zu streng und glatt gegenüber dem Inhalt, der sichtbar zu einem kräftigen Realismus drängt. Der Dichter hat sich in der Form übernommen, ein Fehler, der vorzugsweise einem Dichter aus nordischem Geist widerfahren wird.

Anders wirken zum Teil die hochdeutschen Gedichte. Hier findet sich oft genug jenes Gleichmaß von Form und Gehalt, das das vollkommene Kunstwerk bezeichnet. Dabei ist auch hier das Streben nach strenger, oft kunstvoller Form zu bemerken.

Die plattdeutschen Gedichte und die plattdeutschen Erzählungen führen zu jenen Gipfelleistungen, die über das Dauerschicksal eines Dichters entscheiden. Die Zahl der plattdeutschen Gedichte ist nicht groß, aber die geringe Zahl birgt eine große Mannigfaltigkeit aller möglichen Arten der Lyrik. Bevorzugt sind die, die eine strenge Form verlangen, aber hier sind Form und Inhalt eins: das Wesen des Dichters drängt nach edler, reiner Form, all sein Gehalt, der sich reicher und reicher erweist, kann nur in dieser Form geborgen werden. So entstehen Gedichte wie „De Heiloh“, „De Heiddloom“, „De hilli Bek“, „Lengen“, „Nile“, „Danzleed“, „Oktober“. Als Probe setzen wir das kurze „Maigrön“ her:

Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!
De Sommer kommt ni fröb un lät,
Kommst du, so steit de Welt in Stät,
De Swollen lämt, die Wolken gät,
In Sünnschien lacht mi Gärn und Kät —
Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!

Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!
O Veern, nu is't ni lang mehr bin,
Denn büst du mien, denn treckst du in
Mit Kroon und Kranz as Königin —
Is noch so 'n glücklich Suus to sinn?
Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!

Gehaltenheit in der Leidenschaft, klare Anschauung, innere Musik, eine Form, die sich nicht genug tun kann (man beachte die wahrscheinlich unwillkürlichen inneren Reime Swolten und Wolten, mien und in) und die alles, wie eine Aura, frei umschwebt, künden den nordischen Dichter.

Unter den Erzählungen gibt es gleichfalls die mannigfachsten Arten: Skizzen, freiere Erzählungen, Novellen und einen Roman. Jede dieser Arten ist nach dem ihr innewohnenden Formgesetz behandelt. Es ist nicht zu verwundern, daß die strengste Form, die es für die Erzählung gibt, die Novelle, die an Geschlossenheit dem Drama nicht nachsteht, mehrere Male bei Jæhrs zu finden ist und daß er sich an ihr als Meister bewährt. „Ehler Schoof“, eine Novelle, die, wie einige Beurteiler meinen, Jæhrs ebenbürtig neben Storm, Keller und Meyer stellt, kann als Muster dieser Kunstgattung in jenem strengen Sinne gelten, in dem die genannten großen Erzähler sie erfüllt haben. Hier ist der Aufbau, das Aufwachsen aus einem Keim zur vollen Entwicklung, geradezu vollkommen zu nennen. Aus dem innersten Wesen der Dichtung wächst diese Form, ein Menschenschicksal wird in ihr von einem Mittelpunkt aus nach allen Seiten hin gestaltet, so daß Inneres und Äußeres bis zum letzten Klang zusammenstimmen. Auch die Erzählungen, die in der Form loser sind, zeigen das Suchen der Strenge, der Straffheit, der kunstvollen Verschränkung, weil dieser Dichter gar nicht anders kann, als sich in strenger Form geben.

Die Kunstgattung des Romans gestattet, ja erfordert eine freiere Form. In ihr drängt sich, wenn es sich wirklich um einen Roman handelt, eine ganze Welt zusammen, die, mag sie groß oder klein sein, ein Vielerlei von Beziehungen aufweist. Jæhrs einziger Roman, „Maren“, sein Hauptwerk, ist in diesem Sinne ein Roman, denn er umschließt eine Welt, wenn auch nur die eines Dorfes. Raum, Zeit, Menschen, alles kommt zu vielseitiger Anschauung. Darum ist hier die Form weitergespannt als bei der Novelle, die Komposition ist freier, die einzelnen Stücke haben ein stärkeres Eigenleben. Wie jeder Dichtungsgattung bei Jæhrs die ihr angemessene Formgestaltung erhält, so zeigt auch der Roman, im ganzen oder im einzelnen, die Formgebung, die seinem innersten Wesen entspricht.

Formenkünstler im Aufbau seiner Werke bewährt Jæhrs auch in Einzelheiten die reine Form, ohne die er nicht sein kann, die in ihm selbst gegeben ist. Licht ist sein Werk, Licht ist jedes Wort, weil es aus lichter Seele strahlt. Seine ganze Welt leuchtet in seltener Klarheit, alles, was er darstellt, ist klar geschaut und klar geschildert. Keine Bilder der Wirklichkeit entstehen diesem Realisten, doch ist es nicht die nackte Wirklichkeit in ihrer Einmaligkeit und Zufälligkeit, die er zur Darstellung bringt, ihr Bild ist es, geläutert und zum Symbol erhoben. Sparsam, mit keuschem Griffel ist die Natur gezeichnet, überaus reich dagegen die Menschenwelt. Dabei ist jede Gestalt, auch die nur flüchtig gezeichnete, so lebendig dargestellt, so sehr künstlerisch „Gestalt“ geworden, daß Jæhrs zu den besten Menschendarstellern unseres Schrifttums gehört. Seine Menschengestaltung hat ein besonderes Gepräge. Sie ist nur teilweise eine Ausweitung seines eignen Wesens, wie in der Gestalt des Jehann-Ohm, die in mehreren seiner Geschichten wiederkehrt, sie ist fast gar nicht eine Belebung durch Sich-verkennen in die einzelnen Gestalten, sie ist vornehmlich eine Darstellung, die sich auf Beobachtung gründet. Jæhrs läßt seine Menschen durchwegs nicht von innen wachsen, sie leuchten nicht im eignen Lichte auf wie Transparente, es strahlt vielmehr auf sie das Licht vom Darsteller her. Dieser Zug, die Art des geborenen Erzählers kündend, scheint mir vor allem nordisch zu sein. Daß er es hier ist, wird durch eine andere Tatsache

bekräftigt: so sehr sich die Gestalten des Dichters in vielen Kleinigkeiten als einheitliche Wesen offenbaren, ihr Bild ist doch nicht aus zergliedernder Beobachtung mühsam zusammengesetzt, sondern es ist wahrhaft geschaut. Diese Schau, eine nordische Geisteshaltung, gibt deutliche, ruhige, abgeklärte Bilder. Der Dichter ist nicht von seinen Gestalten besessen, er formt und bildet sie.

Nichts Schwankendes, Irrlichtartiges, kein sprunghaftes Auf und Ab der Empfindung ist bei Febrs, sondern eine geruhige Stetigkeit in der Art, wie er sich gibt. Auch das macht ihn zum Erzähler. Er hat den nötigen Abstand zu den Dingen und weiß sie in ihrer Besonderheit zu erfassen. Aus dieser ursprünglichen Anlage seiner Dichterkraft und aus jener inneren Besonnenheit seines Wesens fließt ihm die Fähigkeit zum gelassenen, wirkungsvollen Erzählen und erweist er sich als Dichter nordischer Art.

Die Stetigkeit, die bei dieser Art des Schaffens Voraussetzung ist, wiederholt sich auch in der großen Spannweite, über die hin Febrs die einzelnen Motive in seinen Dichtungen trägt. Eine seiner Eigentümlichkeiten besteht darin, daß er häufig dieselben Gestalten in verschiedenen, voneinander völlig unabhängigen Geschichten auftreten läßt. Es ist bemerkenswert, daß bei jedem neuen Kommen seine Menschen im Grunde dieselben sind, nur jedesmal neu gezeigt in dem Wechsel der Zeiten und der Lagen, in denen sie sich jeweils befinden. Zu dieser Stetigkeit gehört auch, daß er an seinem Hauptwerk, dem Roman, mit Unterbrechungen 20 Jahre gearbeitet hat. Man spürt es dem Werke nicht an, die Jahre seines Werdens sind versunken in der Zeitlosigkeit, in der es dasteht.

Hier spiegelt sich die Unabhängigkeit von allem Zeitlichen wieder, die das Dichten von Febrs auszeichnet. Nie ist er den Entwicklungen und Schwankungen des Zeitgeistes nachgegangen. Seine Werke behandeln fast alle den Abschnitt des vorigen Jahrhunderts, in den seine Jugend fiel. Dann spiegeln sie die Ereignisse und die Haltung jener Zeit wider, aber doch nur so weit, um ihnen die wirklichkeitstreue Zeitfarbe zu geben. Was er in jener Zeit sucht, ist etwas, was sich zu allen Zeiten findet: Menschenchicksale in den großen, stets wiederkehrenden Tatsachen des Menschenlebens. Große Leidenschaften zu schildern reizt ihn weniger, als die erschütternden, zerstörenden und aufbauenden Erlebnisse darzustellen, in die das Schicksal Menschenseelen hineinführt. Dabei entfaltet er die aufbauende, lebensgestaltende Kraft der eignen Seele: allermeistens ist es so, daß seine Menschen an den Schicksalen in Sieg oder Niederlage reifen.

Hiermit ist die Frage der Stoffwahl berührt, die für jeden Dichter bezeichnend ist und unmittelbar seine innerste Wesensart offenbart. Denn was der Dichter aus dem ganzen Bereich des Seins als Gegenstand seines Gestaltens auswählt, das kennzeichnet seine eigentümliche Geistes- und Seelenverwandtschaft. „Auswählen“ ist schon nicht richtig gesagt, denn in Wirklichkeit ist es so, daß sich der Gegenstand dem Dichter aufdrängt. Hier wirken innere Beziehungen, die, weil sie gegeben sind, am meisten charakterisieren.

Bei Febrs finden wir, äußerlich betrachtet, zwei Stoffgebiete. Das eine ist in seiner frühesten Dichtung nur zweimal berührt: Ereignisse aus dem Alten Testament. Durch die Schule sind sie ihm als Schüler und Lehrer zugeführt. Wie sie in der Schule früher ganz naiv in deutschem Sinne gegeben wurden, als handle es sich um Menschen mit deutschem Fühlen und Denken, so sind auch bei unserm Dichter die Stoffe in germanischer und nordischer Auffassung gestaltet, die Seelenerfütterungen, die geschildert werden, sind solche deutscher Menschen.

Näher liegt dem Dichter das andere Stoffgebiet, sein Heimatdorf. Das Verhältnis zu ihm ist nicht sentimentaler Art, jede sentimentale Ader fehlt dem Dichter, auf der Suche nach Menschen, die er lebendig mache, nimmt er sie dort, wo er sie am besten kennt, aus seiner Heimat und aus seiner Jugendzeit. Hier findet er Menschenschicksale genug, genug Seelenleben und Charaktergestaltung, die sich an den Schicksalen entfalten. Selten zerbrechen seine Menschen unter dem Schicksal, meistens gibt er ihnen so viel Spannkraft und Härte aus seiner eignen Seele, daß sie obsiegen, auch wenn sie äußerlich unterliegen und zugrunde gehen. Charaktere sich bilden, sich härten lassen unter den Schicksalen, das ist der eigentliche Gegenstand von Jebra's Dichten.

Es entspricht wohl seinem nordischen Charakter, daß er dieser seiner Aufgabe mit aller Gelassenheit und Ruhe, unbekümmert um die Urteile und den Geschmack der Zeit nachging. Es entspricht ihm nicht minder, daß er, seit er anfang plattdeutsch zu schreiben, beim Plattdeutschen geblieben ist, weil ihm das die rechte Form für seine Dichtung gab und weil es ihm fortan so aus der Seele quoll, ohne Rücksicht darauf, daß die Beschränkung auf das Plattdeutsche die Wirkung seiner Dichtung von vornherein äußerlich einschränkte.

Die Wirkung seiner Dichtung auf alle Empfänglichen ist tief, sie ist seelisch läuternd und aufbauend. Jebra wurzelt mehr im Seelischen als im Geistigen. Aber das Seelische ist klar, weitend, kräftigend. Der Kreis seiner Verehrer ist nicht allzu groß, aber wen er gewonnen hat, den hat er ganz. In einem veräußerlichten Leben, in einer entnordeten Masse ist kein Platz für den Dichter. Aber wo Menschen sind, die in reiner Seelenlust sich stärken mögen, dort hat der Dichter sein Zuhause.

Die nordische Art in Jebra, die uns aus seiner Dichtung entgegenstrahlt, zeigte sich auch in seiner menschlichen Persönlichkeit. Das ideale Bild der Persönlichkeit, das aus seinen Werken spricht, deckt sich mit seinem menschlichen Sein. Allen, die ihn kannten, mußte er als das Urbild eines edlen, vornehmen, nordischen Menschen erscheinen. Dies Bild trat in seinem Alter immer deutlicher hervor. Wie der Mensch sich selber in Fucht hielt, sich aufbaute aus dem Rohstoff des Lebens, konnte er eine Weisheit und Abgeläutheit erreichen, die sein innerstes Wesen, sein Bluterbe, zur reinsten Erscheinung brachte. Jebra entstammt einem alten Bauerngeschlecht aus dem Holsteinischen, hier ist nordisches Erbgut ziemlich rein erhalten, in dem Dichter ist es einmal zur lautesten Erscheinung gekommen. Denn auch körperlich war Jebra nordischer Art. Die hohe Gestalt, die Kopfform, Augen, Nase, Kinn, dazu die Gesamterscheinung und Haltung bekunden es.

Wenn eine Möglichkeit besteht, nordischen Geist in unserm Volke zu pflegen und zu stärken, dann kann, wenn irgendeiner, Jebra Dienst an diesem Werke tun. Nordischer Geist hat in seiner Dichtung Gestalt gewonnen und kann von hier aus in der unbewußten Weise, wie es Dichtung tut, auf alle Empfänglichen bildend wirken.

Kleine Beiträge.

Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse.

Seitdem Guntber durch seine „Rassenkunde des deutschen Volkes“ das Interesse weiter Kreise für die Herkunft und Eigenart der nordischen Rasse gewonnen hat, treten auch die Indogermanenfrage und die Entstehung des deutschen Volkes aus der Enge philosophischer Betrachtung in den größeren Kreis naturwissenschaftlicher und geographischer Forschung. Eine solche Ausweitung der Ziele ist notwendig angesichts mancher bedenklicher Erscheinungen in der wissenschaftlichen Welt. Wenn neuerdings slavische Forscher den Versuch wagen, die vorgezeichnete Ausdehnung ihres Volkes bis an die Elbe vorzuschieben, wenn ein Forscher wie S. Feist, der zwar nichts Umstürzendes, aber immerhin beachtenswerte Beiträge zur Indogermanenfrage veröffentlicht hat, jetzt — von Haß gegen die deutsche Kultur verblindet — die germanischen Weststämme (auch Hermann und die Cherusker) als Kelten anspricht und als deutschschreibender Schriftsteller sich nicht scheut, nach Paris zu fahren, um dort den aufstrebenden Franzosen diese neue Mär zu verkünden, dann bleibt schließlich von unserem armen Volke nicht viel übrig; es darf sich glücklich schätzen, wenn Slawen und Kelten uns als entartete Volksgenossen an ihre Brust ziehen. In dieser, von Haß und Überhebung geleiteten angeblichen „Wissenschaft“ ist es ein gar nicht hoch genug einzuschätzender Gewinn, daß gerade jetzt Walter Darré ein Buch¹⁾ vorlegt, das die vielen Einzelfragen einmal durch eine wissenschaftliche Linse leitet, um die Herkunft und das Werden der Germanen scharf erkennen zu lassen. Das Buch zeigt unser Volk als ein Bauer n v o l l schon in der indogermanischen Vorzeit und führt diese Linien bis in die Gegenwart, in der wir vor der entscheidenden Frage stehen, diese Grundlage aufzugeben und „Weltbürger“ zu werden oder das bäuerliche Erbe für die Zukunft zu retten. Der Alptrud, der durch das Aufsteigen minderwertiger Rassen Wirtschaft, Politik, Ethik und Kultur lähmt, kann nur behoben werden durch klares Erkennen aller rassistischen und geschichtlichen Belange und ihrer biologischen Begrenztheit. Darum ist das Buch nicht nur ein wissenschaftlicher Beitrag zur Psychologie des Germanentums, sondern ein Wegweiser für alle, die sich noch mit Stolz als Volksangehörige bekenne.

Der Verfasser ist praktischer und wissenschaftlicher Tierzüchter; er legt ein Beobachtungsmaterial vor, das weder dem Historiker noch dem Rasseforscher vertraut sein kann und gibt dadurch der Wissenschaft Tatsachen in die Hand, mit denen sie sich auseinander setzen muß, wenn sie dem Problem der Entstehung, der Eigenart und der Erhaltung unseres Volkes nachgehen will. Der überlegene Standpunkt des Verfassers, der sich auf den verschiedensten Gebieten als ein tüchtiger und belehener Kenner zeigt, sein klarer Blick für das Wesentliche und die seltene Gabe, die gewonnenen Erkenntnisse zu sicheren Bildern zu verknüpfen, sichern dem Buche die Beachtung aller, die sich mit solchen grunddeutschen Fragen beschäftigen. Natürlich bleiben noch genug ungelöste Rätsel; auch wird in mancher Beziehung an den Schlussfolgerungen Kritik geübt werden müssen. Das schmälert aber nicht das Verdienst des Verfassers, von einer Seite an Fragen herangetreten zu sein, die bisher wenig oder gar keine Beachtung gefunden haben.

Vor zwei Jahren trat der Bonner Historiker Professor Fritz Kern mit einem Werke „Stammbaum und Aetbild der Deutschen“²⁾ hervor, zu dem sich Darré von vornherein in einen Gegensatz stellt. Kern nimmt, woran wohl kaum einer zweifelt, ein Weiterleben der Cromagnonrasse in Nordeuropa an und sieht in der nordischen Rasse einen dalischen Sproß. Auch Darré schließt sich dem wohl an, wenn er auch mehr der slawischen Rasse einen Einfluß einräumt, der im einzelnen noch zu untersuchen sein dürfte. Kerns weitere Annahme einer kriegerischen Hirtenbevölkerung, die nicht nur nach Europa gekommen, sondern auch andere Weltteile ihrem Einflusse unterworfen und als ein Schwertadel die Hochleistungen menschlicher Kultur und Politik geschaffen hat, findet in Darré einen entschiedenen Gegner. An und für sich hat eine solche Forderung, nachdem die für eine jüngere Zeit eingestellte Theorie Meitzen fast einmütig abgelehnt worden ist, wohl kaum noch Anhänger. Der Historiker Kern hat natürlich Gründe für seine Annahme, die der Ethnologe schwerlich anerkennen wird, die aber durch den Ver-

¹⁾ N. Walter Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, 485 S., J. S. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geb. Mk. 18.—, geb. Mk. 20.—.

²⁾ München 1927, Verlag J. S. Lehmann. 18 Mk., geb. 18 Mk.

fasser auf dem Wege einer gründlichen Untersuchung stark ins Gedränge gekommen sind. Solche Fragen werden gewiß nicht mit einem Male entschieden; dazu sind sie viel zu schwierig; außerdem sind zu ihrer Beantwortung verschiedene Wissensgebiete zu beackern, so daß nur ein langsames Vortasten von Stellung zu Stellung eine klare Sicht verheißt. Jedenfalls aber stehe ich mit Darré der Kernschen „Sittenkultur“ durchaus ablehnend gegenüber. Bei Darré nimmt die Ablehnung dieser Kernschen Theorie (in dem Buche von Kern stecken daneben noch reichlich historische und rassenkundliche Ergebnisse von höchstem Wert) einen breiten Platz ein, aber er bringt kritisch durchgearbeitetes Material bei, das als eine Steigerung unser Erkenntnis zu begrüßen ist.

Für das Urganermentum setzt der Verfasser feste bäuerliche Siedlung an, ein Schluß, der durch die Siedlungsarchäologie — soweit ihre Ergebnisse veröffentlicht worden sind, — bestätigt wird. Auch eine feste Siedlung muß einmal einen Anfang aus einer minderentwickelten Zeit gehabt haben. Darré setzt dafür ein festes Waldhütermentum ein, zieht aber den Kreis dieser Siedler über den größten Teil von Eurasien. Sind die Indogermanen ursprünglich Waldbauern gewesen, d. h. Leute, die ihre Äcker in den Lichtungen des ungeheuren eurasischen Waldgebiets anlegten, dann kannten sie auch den Ackerbau, und dann erklären sich ihre Trecks als kleinere, aber zahllose Einzelzüge, die sich in jahrhundertelanger Zeit langsam vorschoben, bis sie geeignete Siedlungsgebiete (Indien, Griechenland, Italien) fanden. Über die Wege dieser Wanderungen würden wir besser unterrichtet sein, wenn wir eine Karte der frühesten Waldverteilung unseres Erdteiles hätten, wie sie von Grammann für Süddeutschland, von Schlüter für Ostpreußen entworfen ist. Aber auch so oft die Beziehung, die Darré zwischen der nordischen Rasse und dem mitteleuropäischen Laubwald herstellt, eine wissenschaftliche Tat. Er gewinnt hier auf Grund der vergleichenden Sprachgeschichte und des Tierlebens ein Ergebnis, das wohl vermutet worden, aber doch noch niemals nachzuweisen versucht ist. Es dürfte schwer zu erschüttern sein, daß die Umwelt, d. h. der vorausgesetzte Laubwald und die Wassers, Regen- und Sonnenmenge von tiefgehendem Einfluß auf die Bildung der Rasse gewesen ist, und daß man umgekehrt von den Rassezuständen auch auf den Ausgang einer Rasse schließen darf. Bei der weiteren Verfolgung dieses Gedankens stößt der Verfasser auf eines der schwierigsten Probleme der Forschung. Ist eine Rasse durch Auslese der Starken entstanden, oder ist sie durch Vererbung einzelner zufälliger, aber günstiger Elemente zu ihrer Eigenart gekommen? Die Bejahung der letzteren Frage stützt sich auf Tierzüchtungsergebnisse, die bei dem Menschen wohl kaum anders sein können.

Mag man nun zu den Ausführungen Darrés in diesem oder jenem Sinne Stellung nehmen, die Beobachtung, daß aus einem klar nachgewiesenen Zusammenleben von Mensch, Tier und geographischer Umwelt auch Entwicklungslinien gewonnen werden können, ist unanfechtbar. Ob die Cromagnonrasse, bzw. die nordische und die fälische Rasse durch ihre heutige Umwelt in ihrer Eigenart erhalten worden ist, wie es Darré mit einem Fragezeichen für möglich hält, oder ob andre Ursachen hier mitsprechen, sind Fragen, die zunächst noch nicht zu beantworten sind. Wenn dagegen gewisse sympatische Übereinstimmungen zwischen der fälischen Rasse, deren Heimat er in Westfalen und westlich sieht, und der nordischen Rasse durch äußere Umstände (Ernährung!) herbeigeführt werden können, wie es ebenfalls die wissenschaftliche Tierzüchtung nahelegt, dann wird dadurch ein Aufschluß angebahnt über manche Stammeseigentümlichkeit der Deutschen, die uns bisher recht fremdartig erschien. So läßt sich u. a. die Entwicklung der Franken verstehen, die nach den Berichten Gregors von Tours manchmal recht undeutsch erschienen.

Das mitteleuropäische Laubwaldgebiet stellt die Umwelt für die fälische und nordische Rasse dar. Aber auch der nicht wegzuleugnende Steppenboden im Osten hat seinen Einfluß ausgeübt. Das Ergebnis sieht der Verfasser in der ostischen Rasse. Er berührt sich dabei 3. T. mit der Hypothese Kerns, aber er lehnt es aus Grund der von ihm erschlossenen Symbiose ab, dieser Rasse siedlerische Anlagen zuzuschreiben. Ganz folgerichtig muß ein solches Landschaftsbild sich auf die Bewohner anders auswirken als der Laubwald. Wie stark und nachhaltig sich ein Einfluß jahrhundertlang auf die Wirtschaft zu äußern vermag, legt Darré bei der Herleitung der Dreifelderwirtschaft dar. Er bringt sie mit den drei Jahreszeiten des algermanischen Ackerbaus in Verbindung. Denn sie ergibt durch den Wechsel zwischen Winter- und Sommerfaat und Brache eine ihm angepasste landwirtschaftliche Arbeitseinteilung, eben die Dreifelderwirtschaft, die zuerst 772 erwähnt wird, aber nach verschiedenen Forschern älter sein muß. Jetzt, nachdem ihre Entstehung aufgeklärt ist, rückt sie heimlich in die indogermanische Zeit hinauf. Darré geht aber noch weiter und bringt auch die genossenschaftliche Sied-

lung mit ihr in Verbindung, indem er die durch das Klima in Schweden auf etwa 14 Tage sich zusammendrängenden Erntearbeiten als Ursache der Sammel siedlung anspricht. Dem widersprechen allerdings schwerwiegende Tatsachen wie die Verteilung und Geschichte der nordischen Siedlungen, die auf den Einzelhof weisen. Nach einer neueren Arbeit über die nordischen Klurnamen (Olson, Aletogård og Selligdom, Oslo 1926) sind diese Siedlungen als landwirtschaftliche Urformen anzusprechen, daneben aber sind andre, die sich erweitert haben, ehemals Kultorte gewesen. Es ließen sich noch weitere Gegenstände geltend machen; hier kann nur auf das Gesamtgebiet dieser Fragen mit der Absicht hingewiesen werden, die Umsicht aufzuzeigen, mit der der Verfasser allen Fragen nachgeht.

Mancher Antwort ist natürlich nur mit einem „Möglich“ zuzustimmen. Der Verfasser selbst gibt oft genug seine Folgerungen mit einem Fragezeichen. Er erwartet nicht Widerspruch, sondern Gegenstände. Es ist darum auch nicht angebracht, das Gesamtergebnis in Frage zu stellen, wenn man im einzelnen glaubt, anderer Meinung zu sein. Aber auch in solchen Fällen wird man die Beobachtungen aus der Tierzucht beachten müssen. Treffende Bemerkungen macht er über das langsame Vordringen der Bauerntrecks, die durch Klima, Boden und Bewässerung eine Veränderung der Ackerbautechnik und einen Ausgleich der Haustierrassen bewirkten, von denen nur die altgewohnten noch als Opfertiere gezüchtet wurden. Es fällt dadurch ein gewisses Licht auf die Wanderbewegungen der Völker, die sich lediglich als Bauerntrecks ausweisen — im Gegensatz zu den zerstörenden Zügen der Nomaden. Jene brachten eine angefehmte Kultur mit, veranferteten sie und ersparten im Ackerbau. Dabei wird eine sehr wichtige Beobachtung mitgeteilt. Fast die gesamte Raubtierwelt Mitteleuropas hat sich in einem ähnlichen Sinne entwickelt wie der Mensch. Auch sie neigt zur Sesshaftigkeit. Und wenn der Verfasser weitere Parallelen zieht und aus der für das mitteleuropäische Waldgebiet naturgebundenen Entwicklung die Einbe bzw. die Großfauna der sesshaften Menschen erkennt, die auch den meisten Raubtieren eignet, dann stellt sich die Symbiose von Mensch, Tier und Umwelt recht nachdrücklich dar. Die Bemerkungen über die Einbe verhebeln nicht die Widersprüche, die zwischen unserem modernen Empfinden und den überlieferten Tatsachen der Vergangenheit bestehen, die Daré aus dem hochentwickelten Rassegefühl erklärt. Ob das genügt, sei dahingestellt. Jedenfalls aber darf man an die gesellschaftlichen Zustände der Vergangenheit nicht mit einem modernen Maßstab heranreten.

Die aus züchterischen Überlegungen gewonnenen Ergebnisse veranlassen den Verfasser, die Entordnung durch Kriegsverluste verhältnismäßig gering einzuschätzen. Dagegen läßt sich manches einwenden. Man wird ohne weiteres zugeben, daß stets die Kräftigsten, Mutigsten und Unternehmendsten die Opfer der Kriege geworden sind. Der Weltkrieg hat das aufs neue bestätigt. Würden all die Tapferen, die jetzt in fremder Erde schlummern, am Leben geblieben sein, dann hätten wir keinen Umsturz, kein Schanddiktat von Versailles, auch keine Zerstörung unsres Vaterlandes gehabt. Schon in der von Daré angezogenen Tatsache, daß bei den späteren Spartanern nicht mehr soviel kräftige Männer vorhanden waren, um dem Verfall ihres Staates durch Zurückdrängen minderwertiger Elemente zu steuern, spricht für die vollen Verluste infolge der Kriege. Das sind einige Bedenken, die im Interesse der wichtigen Untersuchungen des Verfassers nicht unterdrückt werden dürfen, um die für unsre Gegenwart außerordentlich wertvollen Folgerungen um so schärfer hervortreten zu lassen. Denn bei der für das deutsche Volk so eindrucksvoll nachgewiesenen bäuerlichen Grundlage sind gerade diese Folgerungen von der allergrößten Bedeutung.

Das von Daré bei allen indogermanischen Völkern nachgewiesene Anebenrecht, das den Hof in einer Hand läßt, und das zweifellos auch auf die Beschränkung der Kinderzahl eingewirkt hat, hat in vielen Jahrhunderten die Ausbreitung der sesshaften Germanen getragen und den Verlust von Volkstribal solange verhindert, wie noch Land zur Besiedlung zur Verfügung stand. Seit dieser Ausbreitung in Europa in größerem Maßstabe nicht mehr möglich war, wirkte sich die Vermehrung in der Proletarisierung der Massen und in der Abgabe wertvoller Volksgenossen an andere Völker aus. Es ist die Aufgabe der Gesetzgebung, dieses fast verschwundene Anebenrecht wieder herzustellen, dann aber durch geeignete Maßnahmen dafür Sorge zu tragen, daß die jüngeren Söhne wieder sesshaft gemacht und dem bäuerlichen Leben erhalten werden.

Recht nachdenklich machen die Ausführungen über den Untergang Spartas, die einen breiten Raum einnehmen. Hier sehen wir, daß die Entwicklung sich mächtiger erwies als die Wirkung einer guten Gesetzgebung und der Wille der den Untergang abnennenden Geschlechter. Langsam und unscheinbar schleicht sich der Bazillus des Gemisses

und der Verweichlichung ein mit all seinen traurigen Folgen, wie Feigheit, Verrat, Habgier, Treu-, Vaterlands- und Sittenlosigkeit und vergiftet das letzte Edelblut. Man könnte gegenüber einer solchen schleichenden Krankheit, der anscheinend alle gesunden Völker erliegen, verzweifeln und in dem Niedergleiten hochstehender Rassen nach Spengler ein feststehendes Entwicklungsgesetz sehen. Keine Politik, keine Ethik, keine Religion hat bisher ein Mittel ausgewiesen, um solchen Völkertatastrophen zu widerstehen. Aber da zeigt uns der Viehzüchter Darre, daß oft nur wenige edle Stammtiere nötig sind, um ganze Tierzuchten zu heben und den Züchtergebnissen Edleigenschaften zu vererben. Auch der Mensch ist naturgemäß gleichen Zuchtgesetzen unterworfen, wenn er die gewonnene Erbsahrung auf sich selber anwendet. Und darin liegt die große Bedeutung des Darreschen Buches, daß es nicht — wie bei vielen gutgemeinten Werken — in der Theorie stecken bleibt, sondern praktische Wege weist. Nicht der Forscher und Fachgelehrte wird allein die Anregung in ihm finden; auch der Deutsche im weitesten Sinne kann, falls er mitarbeiten will an der Erhaltung seines Volkstums, besonders seiner bäuerlichen Grundschicht, Mut und Hoffnung für sein Wirken finden. In unserem Volke ist es, zu zeigen, daß es reif für die Wahrheit und willig zur Tat ist.

Prof. Robert Mielke.

Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch.

Für jeden Forscher, sei er nun Historiker, Volkstundler, Rassen-, Vererbungs- oder Familienforscher, ist es von großer Bedeutung, einen Einblick in den blutmäßigen Aufbau der Bevölkerung, mit der er sich augenblicklich befaßt, zu gewinnen. Als Quellen einer solchen Untersuchung dienen die verschiedenen amtlichen Urkunden wie Kirchenbücher, Gemeindegüter, Grundbücher usw. Jeder, der aber an eine solche Arbeit herangetreten ist, weiß, vor was für einem fast undurchdringlichen Gewirr man da gewöhnlich steht, das sich nur mit einem großen Aufwande von Zeit und Geld in einige Ordnung bringen läßt. Die Meisten lassen eine solche Arbeit überhaupt stehen und suchen nur das ihnen gerade wichtigst Scheinende heraus. Es ist klar, daß bei solcher Arbeitsweise selten Vollständiges zutage gefördert werden kann. Die Bevölkerung mehr oder weniger abgegrenzter Gebiete hängt in ihrem blutmäßigen Aufbau wie das Myzelium eines Pilzes zusammen — letzten Endes sind alle Einwohner eine einzige Blutverwandtschaft —. Die Unterlagen, aus denen wir diese Tatsachen nachweisen können, sind die oben genannten Standesbücher.

Genealogische Gesamtdarstellungen ganzer größerer Gebiete gibt es selten. Um so erfreulicher ist es, daß nun eine derartige Darstellung in großzügiger und mit Erfolg begleiteter Weise vorgenommen wurde. Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch liegen nun in geradezu vorbildlicher Bearbeitung von Johann Graver¹⁾ und seinen beiden Mitarbeitern Pastor Holt und Theodor Ababaha, welsch letztere nach dem Tode Gravers das Werk zu Ende geführt und es herausgegeben haben, vor.

Das hier behandelte Gebiet, die Kremper- und Kollmar-Marsch, liegt in Holstein zwischen der Elbe, Stör und Krüka, und umfaßt 24 Landgemeinden, der Kreise Steinburg und Pinneberg unter Einfluß von Teilen der Städte Glückstadt und Krempe mit 18 000 Landeinwohnern und 30 000 ha Bodenfläche. Die Quellen sind vor allem die alten Pfarrbücher und Pfand- und Schulprotokolle, die sich im Allgemeinen bis auf die Zeit des 30 jährigen Krieges zurückführen lassen. Den Verfassern handelte es sich besonders darum, den blutmäßigen Zusammenhang einer Bevölkerungsgruppe und ihrer Einwanderung im Boden der Heimat zur Darstellung zu bringen. Darum setzen sie nicht die einzelnen Familien oder Namen, sondern die Wohnstellen, Höfe, als Einheit und geben nun bei den einzelnen Höfen, die — 1270 an der Zahl — nach Amtsbezirk, Gemeinde und kommunaler Zugehörigkeit geordnet sind, die Namen der Besitzer sowie deren Kinder und Kindesfinder, wie auch die Namen der eingeheirateten Frauen und deren Vater an, der durch die Nummerangabe seines Hofes bei diesem wieder aufgefunden werden kann. Ebenso steht bei dem Namen des Besitzers die Jahreszahl, da er in den Besitz des An-

¹⁾ Johannes Graver, Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch (oder laut innerem Titel „Die Bauernhöfe zwischen Elbe, Stör und Krüka mit den Familien ihrer Besitzer in den letzten drei Jahrhunderten“), herausg. von E. Holt und Th. Ababaha durch die Krempermarsch-Sparkasse. Glückstadt 1929, J. J. Augustin Verlag. 790 Seiten, 1 Taf., 1 Karte. Preis geb. M. 24.—.

wesens gelangte. Bei jedem einzelnen Amtsbezirk und jeder Gemeinde sind die Größe des Grundgebietes, die Einwohnerzahl, die zuständigen Behörden, eine kurze Ortsbeschreibung und Ortsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung früherer Zustände angegeben. Die Aufzählung jeder einzelnen Wohnstelle, die durch eine Nummer gekennzeichnet ist, führt außer der Angabe über die Besitzer noch solche über die Größe des Besitzgebietes mit Einschluß der Nebenböfe, frühere kommunale Zugehörigkeit, frühere Größe, Preis, Alter der Gebäude, Hausmarke, besondere Namen der Wohnstellen, Brände usw. an. Auf diese Weise ist es verhältnismäßig leicht möglich, für die verschiedenen Familien Stamm- und Ahnentafeln, wie sie von einigen Familien als Beispiele dem Buche schon beigegeben sind, aufzustellen. Das Buch ist von den Verfassern vor allem als Nachschlagewerk gedacht, was auch ein alphabetisches Namensverzeichnis der Hofbesitzer und eines derjenigen Personen, die außer den Besitzern vorkommen, ermöglicht. Sehr zu begrüßen ist auch die Beilage einer Landkarte im Maßstabe von 1:80 000, auf der die behandelten Höfe mit ihren Nummern eingetragen sind.

Das Buch ist ein vorzügliches Quellenwerk, wie es keine zweite deutsche Landschaft aufzuweisen hat, das dem Familien-, Rassen- und Heimatforscher, dem Wirtschaft- und Lokalhistoriker, dem Volkskundler und Statistiker sowie jedem, der über die Bevölkerung dieses Gebietes und ihre Verbundenheit mit der Scholle Gründlicheres wissen will, als Hauptquelle dienen muß und von vielen Anderen wissenschaftlich ausgeschöpft und verwertet werden kann. Ein besonderes Verdienst der beiden Herausgeber wie der Krenper-Spartasse ist es, das durch den Tod Graverts und durch geldliche Schwierigkeiten in Frage gestellte Werk zum Erscheinen gebracht zu haben.

Die Beachtung des Wertes der Familienforschung vor allem im Hinblick auf die Verbundenheit des Bauern mit seiner Scholle ist nicht auf das Gebiet des südlichen Hofsteins allein beschränkt, auch von verschiedenen anderen Seiten Deutschlands hört man von derartigen Versuchen oder Ansätzen dazu. Als sehr erfreulich muß darauf hingewiesen werden, daß z. B. in Bayern der bayerische Landwirtschaftsrat solchen Bauerngeschlechtern, die nachweislich mindestens zweihundert Jahre auf demselben Hofe sitzen, ein künstlerisch ausgestattetes Ehrenblatt verleiht. Die große Zahl von über 600 Versuchen, welche einliefern, gibt einen Hinweis, daß dieser Gedanke Anklang gefunden hat und die Menge der bodenständigen Bauerngeschlechter in Bayern eine ganz beachtenswerte ist. Wie stimmen in den Wunsch der Herausgeber des Gravert'schen Werkes ein, daß solche familienkundliche Forschung der alten Bauerngeschlechter dazu beitragen möge, überall die Erkenntnis zu verbreiten, daß die Höfe am besten in den Händen derjenigen Familien geblieben, zu denen sie durch die Jahrhunderte verbunden waren."

Bruno R. Schulz.

Weißkirchner Familiennamen.

Unter diesem Titel veröffentlicht Professor E. Weisert (bereits in 2. Auflage ein kleines Heft¹⁾, das sich mit der Herkunft der deutschen Einwohner der Stadt Weißkirchen im südslowakischen Teil des Banats beschäftigt. Die katholischen Pfarrmatrikeln nennen für die ersten 100 Jahre (1728—1828) nicht weniger als rund 1400 verschiedene Familiennamen, von denen heute nur noch ein Siebentel am Orte vorkommt. Demnach hat eine außerordentlich hohe Zahl der älteren Familien in Weißkirchen keine bleibende Stätte gefunden; wieviele etwa durch allmähliches Aussterben erloschen sind, scheint noch nicht festgestellt zu sein. Leider wird erst seit 1788 die Heimat der Verstorbenen in der Matrikel regelmäßig erwähnt; oft steht allerdings ganz allgemein „ex imperio“ (aus dem Reich), so daß die genauere Herkunft nicht zu ermitteln ist. Gewisse Anhaltspunkte liefern die Namen selbst; Böcker, Breitwieser, Greiner, Kechleiter u. a. deuten so sicher auf bayerisch-österreichisches Sprachgebiet, wie Benesch auf sudetendeutsches und Häfsele auf schwäbisches. Wie zu erwarten, stellen die deutschen Gebiete des alten Österreich ein sehr starkes Kontingent; frühzeitig sind auch Rheinbessen und Elßaß-Lothringen vertreten. In letzterem Gebiete hat vielleicht die Verbindung der beiden Häuser Sababurg und Lotbringen die Kolonistenwerbung begünstigt. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts sind mitteldeutsche Einwanderer (namentlich aus Schlesien) nachzuweisen; noch viel seltener sind (als einzige norddeutsche Gebiete) Preußen und Westfalen beteiligt.

¹⁾ Zu beziehen vom Verlag Peter Rubin in Bela Cetova — Weißkirchen im Banat, S. G. S. (Preis: 8 Dinar.)

Von den nachweisbaren Süddeutschen kamen die meisten aus dem heutigen Bayern; die Orte Walsassen und Ipolzstein der Matritel sind sicher das oberpfälzische Walsassen und das mittelfränkische Hiltzpolzstein.

So läßt sich hier an einem kleinen Beispiel zeigen, wie Leute aus den verschiedensten deutschen Stämmen an der großen Südostsiedlung teilnahmen, die nach den Siegen Prinz Eugen einsetzte. Es sei dem vielgeschmähten Sababurgerstaate unvergessen, daß er einen Teil der überschüssigen deutschen Arbeitskraft auf den verödeten Boden Ungarns gelenkt hat. Die Nachkommen jener Kolonisten gehören noch heute dem deutschen Volkstum an, während die gleichzeitigen Auswanderer nach Amerika nur zu willig in der großen Völkermischung der Union aufgingen.

Wir begrüßen es, wenn heimatkundliche Schriften wie die von Professor Weisfert dazu beitragen, unter den Süddeutschen das Bewußtsein ihrer Abstammung lebendig zu erhalten und den Kulturzusammenhang in vertiefendem Sinne zu pflegen. Nachforschungen ausgewanderter Deutscher nach ihren Voreitern sollten von den dazu berufenen Stellen nach Möglichkeit gefördert werden. S. Zeiß.

Die deutsche Zips.

Mit bewunderungswürdiger politischer und kulturwissenschaftlicher Tatkraft kämpft Ungarn, der alte Staat der Gentry, um seine Wiederherstellung; mit allen Mitteln raffinierter geopolitischer Schulung der neue Tschecho-Slowakenstaat um die nur auf wenige Procente gestützte einseitige Vorherrschaft des in den „alten Provinzen“ verankerten Tschechentums in dem am meisten alttypischen der Nachfolgestaaten; und in diesem wieder in der langgestreckten slowakischen Osthälfte die slowakische Minderzahl um Autonomie wenigstens in dem felsamen Wurmfortsatz südlich der Tatra. Sie alle drei taten und tun das ihnen Mögliche, einen so „charakteristischen Zweig des osts Europäischen Inseleutentums“ von siebenhundertjähriger Dauer aus dem Bewußtsein und Gewissen Europas hinweg zu hypnotisieren.

Dem gegenüber bedeutet das illustrierte Quellen- und Lesebuch zur Landes- und Volkskunde, Siedlungs- und Geistesgeschichte der Zips von Hugo Grothe¹⁾ — ein außerordentlich geschickt zusammengefügtes Selbstzeugnis über die siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips, eine unschätzbare Hilfe. Denn ein solches Buch rettet gleichzeitig den Tatbestand nationalen Besizes, wie er sich heute unschreiben läßt, und stärkt der einzigen Kraft die Seele für die Zukunft, durch die er sich vielleicht erhalten läßt: der Heimatliebe und dem Heimatvolk!

Das geschieht vielleicht am meisten durch eine anschauliche Darstellung aller der zerstörenden Kräfte, denen die Zipser Deutschen schon widerstanden haben, der Stürme, die über sie hinweggebraust sind, ohne den zähen Stamm brechen zu können, durch Schilderungen ihrer eigenen Vorfahren und ihrer geistigen Führer; aber es bedurfte der Klugen und schonenden Hand eines so vielseitigen Meisters, wie Grothe, um diese Quellen zu erschließen. Wie viel leichter hätte der erfahrene Geograph, der menschenkundige Beobachter und Polyhistor an der im weiteren deutschen Kultur- und Volksboden vernachlässigten Landschaft flüssig aus dem Eigenen schreibend, mit einem Standwerk auf lange Zeit zum Ritter werden können! Er zog es vor, in unendlicher Auswahl-Mühe die Stimmen des Bodens, der Heimaterde selbst zur Geltung zu bringen, aber damit auch eine dynamisch viel feinere, viel weniger leicht um ihre vielfältige Wirkung zu bringende Kräftegruppe zu entziffern. Die Stimme des einzelnen Gelehrten verhallt leicht im kulturpolitischen Kampf; als Chorführer mit solchem Kapellmeister-Talente ist er nicht leicht zu überbäuben. Für den Geographen gewann er dadurch einen Grad von Anschaulichkeit, farbenreicher landestümlicher Schilderung in seinen morphologischen und klimatologischen Probestücken, wie in den biogeographischen, die eine Arbeit aus einer Hand kaum je erreicht. Und es ist eine Landschaft von seltenem Reichtum auf kleinem Raum, nicht umsonst von Carl Ritter, Victor Ublig und Josef Partsch immer wieder zum Wanderziel gewählt. Ohne die weiten, trennenden Strecken hätte sie — trotz der schmerzlichen Preisgabe durch so viele deutschblutige Herrscher, der Verpfändung eines wichtigen Teiles durch

¹⁾ Hugo Grothe: „Siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips.“ Bd. IV u. V (II u. III der volkstümlichen Reihe) d. Quellen u. Studien zur Kunde d. Grenz- u. Ausland-Deutschtums, herausg. im Auftr. d. Inst. f. Auslandkunde, Grenz- und Auslandsdeutschtum, Leipzig 1927, Kohnland und Berthold-Verlag, Crammischkau.

Sigimund an Polen und der geschickten Entfremdung ihrer jungen Intelligenzträger durch die Magyarisierung — vielleicht ein geschlossener deutscher Gau bleiben können. Nun steht sie, losgelöst von Ungarn, an dem die Zips mit rührender Treue hing, von schweren wirtschaftlichen Schwierigkeiten infolge der naturwidrigen Grenzföhrung des slowakischen Wurmsfortsatzes bedroht, als eine der kleinsten, noch zusammenhaltenden Sprachinseln in dem schweren Daseinskampf der Minderheiten des Prager Nationalitätenstaates mit seinem dünnen, aber wie eine darübergelagerte Olschicht erklarendem Einheitsfirnis; allerdings im Rahmen einer von vierzig Millionen getragenen, aber erst noch in den Kinderschuhen stehenden Minderheiten-Bewegung. Darin eine sicher lebensfähige Zelle lebendig zu erhalten, bis wieder neue Lebenslust zu ihr dringt, das wird eine der besten Früchte von Grothes Arbeit sein!

Prof. Karl Haushofer.

Eine neue Germania-Ausgabe.

Als durch E. Nordens Buch „Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania“ klar zutage trat, wie sehr Tacitus in seiner Darstellung bis in Einzelheiten des Ausdrucks hinein durch ein weit zurückreichendes Herkommen beeinflusst ist, schien in den Augen von vielen zugleich mit seiner selbständigen Eigenart auch seine Zuverlässigkeit in Frage gestellt. Da war es vor allem E. Sjöhrle, der in einer Abhandlung „Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkstunde“ (Schweiz. Arch. für Volkskunde 36, 1926, 229 ff.) in überzeugender Weise den rechten Weg gewiesen und davor gewarnt hat, das Kind mit dem Bade auszugießen.

Er ist also nicht jetzt erst an das Schriftentmal herantreteten, von dem er uns eine Ausgabe¹⁾ samt Übersetzung und erklärenden Bemerkungen vorlegt. Letztere sind im wesentlichen volkstundlicher Art und vielfach aus einem tiefen Vorn eigenen Wissens geschöpft, nicht etwa nur ein Auszug aus den vielen schon vorhandenen Kommentaren. Auch einer, der diese alle durchgenommen hätte, würde dieses neue Buch mit Genuß und Gewinn lesen.

Ein Beurteiler, der das gleiche Feld bearbeitet, wird natürlich an vielen Stellen Ergänzungen vorschlagen können. Der Verf. hätte aber sicher selbst weit mehr zu sagen gehabt und hat sich absichtlich Beschränkung auferlegt. Ungern vermisse man jedoch gerade von ihm neben den wertvollen Erklärungen über die Tierbus-Seier jede Bemerkung über den Kult im Semnonenhein und, was die — übrigens vortrefflichen — Abbildungen betrifft, wäre ihre Vermehrung durch ein Bild eines der Deihberg-Wagen und des Nydam-Bootes sehr wünschenswert, um uns die Vorstellung vom Tierbus-Wagen und den swionischen Schiffen zu vermitteln.

Anderer Ansicht als der Verf. bin ich über Ulices in Germanien, eine Frage, die ich demnächst ausführlich zu behandeln gedenke. Über die Tungri — sie sind nach meiner Meinung eine unmittelbare Fortsetzung der Eburones Caesars und nicht ein später an deren Stelle eingerückter Stamm — habe ich mich eben im Anz. der Wiener M. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 27 (1928), 278 ff. geäußert. Der neuesten Erklärung des Namens agri Decumates gleichwie dem Versuch, aus Tacitus eine von der Mehrzahl der Germanen abweichende Art des chaulischen Stammes zu erschließen, stehe ich skeptischer als S. gegenüber.

Was die Gleichsetzung von Wodan mit Mercurius betrifft, stelle ich sie mir nicht als selbständig durch die Römer vorgenommen vor. Vielmehr werden die Massalioten den höchsten gallischen Gott ihrem Hermes verglichen haben. Der entwicklungsgeschichtlich mit ihm wesensgleiche Wodan, der vom gallischen Gott nicht zu trennen war, mußte dann ebenso „interpretiert“ werden. Für den jüngeren allgemeinen Wandel von Wodan zu Gödan (mit göd „gut“ zusammengehörig) wäre die volkstundliche Erklärung aus der Vermeidung des Namens eines unheimlichen Wesens und seinem Ersatz durch ein Bede Wort erwünscht gewesen. Weihnachten endlich möchte ich nicht zusammen mit engl. fortnight zu den Worten rechnen, die Nacht im Sinne von „Tag und Nacht“ enthalten, da die Christnacht doch wirklich eine heilige Nacht ist.

Man mag wohl noch über verschiedene andere belanglose Einzelheiten anderer Meinung sein als der Verf. Wirkliche Fehler enthält das Buch kaum oder nur in

¹⁾ Eugen Sjöhrle: Publius Cornelius Tacitus Germania. Mit 39 Abbildungen auf 14 Tafeln und 1 Karte. XVI und 112 S. 8°. J. J. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geb. M. 4.50, geb. M. 6.—

verschwindender Zahl und es handelt sich dabei wohl auch nur um gelegentliche Versehen. So sollte nicht vom germanischen, sondern ahd. zu gesprochen werden. Und wenn zu glesum bemerkt ist, ahd. mügte es wohl glesam heißen, ist umgekehrt ahd. in germ. zu bessern und der Endung ist dabei allzu altertümliche Gestalt gegeben. Übrigens ist auf Grund von nmd. glär „Harz“ germ. glēza (neben glēsa?) und außerdem wegen ahd. glas und anord. gler die Ablautform glasa und glaza anzusetzen.

Angehts des in viele Wissenszweige übergreifenden Gegenstandes ist diese große Zuverlässigkeit um so anerkennenswerter als ein Zeichen weitreichenden Wissens und der den wahren Gelehrten kennzeichnenden Zurückhaltung in ihm ferner liegenden Gebieten.

Das, woran ich am meisten auszustellen habe, ist die aus Mannus-Bibl. 6 (Kosinna „Ursprung und Verbreitung der Germanen“), Leipzig 1923 übernommene Karte, die aber dort wieder aus einer Abhandlung von mir im 17. Bd. von *Pf. Beitr.* (1922) abgedruckt ist. Daß sich seit 30 Jahren meine Meinung über viele Eintragungen auf ihr geändert hat, wird jeder begreifen.

Aber *Ja* Buch haben wir aus mehreren Gründen Anlaß uns zu freuen. Es ist endlich einmal eine Germania-Ausgabe, die man ohne Vorbehalte jedermann empfehlen kann, die beste für einen weiteren Kreis von Gebildeten, und wegen ihrer klaren, verständlichen Darstellung und ihrer Freiheit vom Ballast unerweisbarer Hypothesen besonders als Lehrbuch vorzüglich geeignet. Sie wird gewiß auch der Volkstunde neue Freunde gewinnen, einem Wissenszweige, auf den mancher noch vom hohen Ross seiner erbgewessenen Sachwissenschaft geringschätzig herabsehen, ohne doch den Ernten, die sie einbringt, gleichwertiges gegenüberstellen zu können.

Rudolf Much.

Die Quellen der deutschen Frühgeschichte.

Wer eine Geschichte der germanischen Altertumskunde zu schreiben hätte, der müßte E. Nordens Buch „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania“ einen bevorzugten Platz einräumen, nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch wegen der vielfältigen Anregungen, die von ihm, so wie es ist, einschließlich alles Richtigen, Falschen und Fraglichen, auf die Forschung ausgegangen sind. Wenn jetzt ein stattlicher Band¹⁾, der Übersetzungen der lateinischen und griechischen Quellen unserer Frühgeschichte samt zugehörigen Erläuterungen enthält, E. Norden zu seinem 60. Geburtstag zugeeignet ist, kommt damit klar zum Ausdruck, was sich auch sonst feststellen ließe, daß wir auch für dieses Buch mittelbar jenem zu danken haben. Zugleich mit dieser Feststellung sei aber ausdrücklich ausgesprochen, daß vor allem seinem Verfasser Wilhelm Capelle Dank gebührt. Auch derjenige, der in Ehren durch eine humanistische Schule hindurchgegangen ist, hat bekanntlich die alten Sprachen nicht so lesen gelernt, wie man nach halbvolangem Zeitaufwand etwa Englisch oder Spanisch gelernt hat. Allen, die sich, ohne klassische Philologen zu sein, als Historiker, Germanisten, Ethnologen oder auch nur — und es sind das hoffentlich recht viele — weil ihr Bildungsdrang sie dazu antreibt, mit den Quellen unserer deutschen Frühgeschichte vertraut machen wollen, wird durch die hier gebotenen Übertragungen eine große Last abgenommen. Es handelt sich dabei, da vieles in der Überlieferung dunkel oder verderbt ist, keineswegs um bloße Handwerkerarbeit. Und sollten auch die Meinungen darüber auseinandergehen, wie im einzelnen Fall eine Stelle am sinngemäßesten widerzugeben wäre, ist das gegenüber der Gesamtleistung belanglos. Wenn es um eine wichtige Einzelheit zu tun ist, der wird ohnedies auf den Urtext zurückgreifen und, wenn es not tut, dessen Worte auf die wissenschaftliche Goldwaage legen.

Begleitet ist das Buch in zwei Teile: „Römer und Germanen“ und „Land und Leute“, die beide wieder in eine größere Zahl von Unterabschnitten zerfallen. Selber zum Wort kommt der Verf. — abgesehen von Vorwort und Einleitung, über die noch zu sprechen sein wird, — in kurzen erläuternden Einschaltungen, in den Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten, einer — wie gleich bemerkt sei — vortrefflichen besonderen Einleitung in die Germania des Tacitus und in den Anmerkungen am Schluß. Die ausgezeichneten Abbildungen werden allen Lesern hochwillkommen sein. Was die Karten betrifft, sei zu der ersten, „das alte Germanien zur Römerzeit“ darstellenden, bemerkt, daß auf ihr selbstverständlich vieles problematisch ist, da wie ja die Siege der wenigsten ost-

¹⁾ Wilhelm Capelle: Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller. (Frühgermanentum, erster Band.) 823 S. 2^o mit 41 Tafeln. Jena, Eugen Diederichs 1929.

germanischen Volkstämme genau kennen. Bestimmt zu berichtigen ist die Stellung der Rugier, die nicht, wie das fast allgemein geschieht, an die Odermündung, sondern westlich von der unteren Weichsel, als Weichselbarn der Goten, anzusetzen sind. Die Lotiner ferner gehören auf Grund von Müllenhoffs Feststellungen an die Gran und die Ofen östlich von ihnen an die Eipel. Auf der zweiten, betitelt „Karte zur Geschichte der Germanen in Südosteuropa und Kleinasien“, könnte es zu Irrtümern Anlaß geben, daß auf einem Raum, den in Wirklichkeit Slaven einnehmen, der Name Sarmaten eingetragen ist und, daß neben dem Namen der Scyther an der Maeotis jener der gleichzeitig weiter im Westen sesshaften Goten steht.

Die Schwierigkeiten, mit denen der Verf. zu kämpfen hatte, liegen darin, daß auf den vielen Grenzgebieten, die gelegentlich zu betreten waren, allein mit dem Rüstzeug der klassischen Philologie das Auslangen nicht zu finden ist, es aber andererseits auf germanistischer Seite an verlässlichen umfassenden Bearbeitungen des einschlägigen Materials fehlt und die Meinungen auch der Germanisten, soweit sie sich überhaupt mit ihm vertraut zu machen suchten, auseinandergehen.

Auch gute persönliche Führung durch einzelne ist hier nicht leicht zu finden. So hatte sich E. Norden um Auskunft über den Namen Asciburgium an Th. Siebs gewendet und drückt dessen Mitteilungen in seinem Buche ab. Auf dieses bezieht sich wieder C. durch die Bemerkung, daß dort 490 ff. „die Ausführungen von Th. Siebs besonders wichtig“ seien. In Wahrheit sind sie unbrauchbar. Aber man wird es weder Norden noch jetzt C. verübeln können, wenn sich das ihrem Urteil entzog.

Selbst hätte ich Grund, mich zu beklagen, weil meine Abhandlungen „Der Name Germanen“ (Sitz.-Ber. d. Wiener Ak. d. Wiss. phil. hist. Kl. 198, 2, 1920) und „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“ unerwähnt und unbeachtet bleiben. Der Grund, warum sie C. und anderen entgangen sind, wird der sein, daß sie von dem tendenziös germanienfeindlich eingestellten Sigmund Feist als Berichterstatter in den Jahresberichten der germanischen Philologie nach Möglichkeit der Beachtung entriekt wurden.

Irrtümlich werden von C., was ich hier gleich erwähnen möchte, die Alanen als Germanen behandelt. Freilich zählt sie Prokop zu den gotischen Völkern, aber gewiß nur wegen ihres gotischen Christentums und teilweiser Gotisierung. In der Tat gehören sie mit den heutigen Osteten zusammen und sind gleich diesen iranischer Herkunft.

Dagegen ist C. ganz im Recht, wenn er die Bastarnen für Germanen nimmt. Aber wenn es in den Anm. dazu heißt: „Wichtig die Untersuchung von A. Bauer, Die Herkunft der Bastarnen...“ „Dagegen mehrfach Much, zuletzt Zeitschrift für Deutsches Altertum 1928, S. 6“, so kann dies sehr leicht den Anschein erwecken, ich sei gegen das Germanentum der Bastarnen, A. Bauer aber für dieses eingetreten. Das Umgekehrte ist der Fall und C.'s eigene Stellungnahme nur berechtigt, weil A. Bauers Arbeit nicht wichtig und wertvoll ist.

Lange Zeit galt Müllenhoff als höchste Instanz in Sachen der germanischen Altertumskunde und gilt es für viele noch immer. In der Tat hat er der Prüfung der Überlieferung große Sorgfalt angedeihen lassen und sein Verdienst ist es, wenn in mehreren Fällen die lautgerechten Formen der Namen festgestellt wurden, so z. B., daß Sugambri, nicht Sigambri, das Bessere sei, wiewohl letzteres sich aber trotzdem stark eingebürgert hat. So verwendet auch Karl Schuchhardt in seinem Buch „Vorgeschichte von Deutschland“ immer diese Form. Auch die sonst unerhörten Volknamen „Sofiber“ und „Sicoboten“ (S. 207) sind zu tilgen, da Müllenhoff DL. 4, 837 einleuchtend gezeigt hat, daß das übersiefere cumvictualisossibessicobotes in cum Victualis Osi Bessi Cobotes aufzulösen ist, wodurch lauter bekannte Völkernamen zum Vorschein kommen, abgesehen von Cobotes, das wohl in Costoboces, -i zu ergänzen ist. Im übrigen aber ist Müllenhoffs staunenswerthes Wissen nicht mit dem treffsicheren Instinkt des Pfadfinders verbunden gewesen, vielmehr führte er in den wichtigsten Fragen der germanischen Vor- und Frühgeschichte auf Irrwege. Der Fortschritt auf dem Gebiet der germanischen Altertumskunde war daher nur durch Abkehr von ihm möglich.

Wenn C. S. 803¹⁷ saipo als ein ursprünglich keltisches Wort bezeichnet und seine Wesenähnlichkeit mit dem germanischen (unmöglich aus dem Keltischen stammenden) saipo, unserem Seife, nicht erkennt, hat er an dem genannten Gelehrten einen Vorgänger.

Ausdrücklich auf dessen Anmerkungen zu Mommsens Jordans V verweist C. S. 402⁸, wenn er die von Jordans vorgetragene Erklärung des Evidennamens als „völlig apokryphe Etymologie“ bezeichnet. Sie ist aber, wie ich Z. f. d. Wiss. 1, 322 ff. gezeigt habe, abgesehen von der zu ihrer Begründung erfundenen aus gotischem Volksmund geschöpften und somit ebenfalls echten Geschichte, durchaus richtig.

Die Namensform „Naharvalen“, die C. verwendet, hat sich unter Müllenhoffs Einfluß, der für sie Hauptsitz Schr. 9, 284 f. (= D. A. 2, 508 ff.) autoritativ, aber nur auf Grund einer unmöglichen Etymologie, eingetreten ist, so gut wie allgemein durchgesetzt gegen besseres Naharvali, Naharvalen.

Derselbe Müllenhoff, der sich als Historiker ohne den geringsten haltbaren Grund über die vielfachen Zeugnisse für Herkunft der Kimbern aus Jütland hinwegsetzte, flehte andererseits als Philologe gelegentlich am Buchstaben und vertritt eine Richtung der Buchgelehrsamkeit, bei der nicht nur die Sachforschung, sondern auch die gesunde Vernunft zu kurz kommt. So, wenn er weiß, daß die germanische Bezeichnung des Brennstoffs laesum verlangt und glaesum falsch ist, trotzdem aber — worin ihm dann andere (nicht auch C.) gefolgt sind — bei Tacitus das einseitlich überlieferte glaesum in laesum änderte, weil die betreffende Stelle des Tacitus von Plinius abhängig sei, bei diesem aber die besten Handschriften auf glaesum führten. Doch ist dies selbstverständlich nur jüngere Entstellung aus einer Zeit in der *ae* nicht mehr Zwielaute war.

Die Anmerkungen in C's Buch sind nach meinem Ermessen zu knapp und zu spärlich. Wenn z. B. zu den Nachrichten Cäsars über den hercynischen Wald und seine Tierwelt nicht mehr angemerkt wird, als daß in diesen Kapiteln neben manchem Nüchternen und Wertvollen (so von den Auerochsen) manches Fabelhafte und Falsche (so vom Einhorn und vom Sang der Elche) stehe, so ist das schon deshalb zu wenig, weil dem Leser dabei entgehen kann, daß dieses „Einhorn“ das Kentier ist, von dem die Kunde freilich aus fernem Nordosten stammt. S. darüber meine Abhandlung „Der germanische Urwald“, Subota 2, 87 ff. Oder wenn ein Schriftsteller einen Ort Brotomagus nennt, so wünschen wir nicht nur zu erfahren, daß es sich dabei um das heutige Brumat handelt, sondern auch, daß dieser Name sonst nur in der Gestalt Broco-, d. h. Bröcos, und Breucornagus überliefert ist. Es würde sich auch wohl empfehlen, um nur noch eine Einzelheit herauszugreifen, dem verkehrten Sachverhalt des Hieronymus über Stilicho eine Richtigstellung folgen zu lassen.

Cäsars Mitteilung über die nach Osten entsetzten gallischen Siedlerscharen ist S. 195² berichtet mit den Worten: „Diese Meinung von einer west-östlichen Bewegung keltischer Stämme ist falsch, das Gegenteil richtig, vgl. Norden S. 388 f.“ Aber Norden ist dort sicher nicht im Rechte. Denn für die ganzen Subetnalländer ist eine ursprünglich unkeltische, wahrscheinlich illyrische Bevölkerung nachzuweisen, die erst in der Latène-Zeit durch Kelten abgelöst oder überschichtet wird. Ein östlicher keltischer Vorstoß, der ja weiter bis in die Balkanhalbinsel und sogar nach Kleinasien führt, ist also nicht bestreitbar.

Was Völkerschaftliches betrifft, sei noch bemerkt, daß Zeug nachweislich im Irrtum war und keine Zustimmung verdient. Und gerade bei diesem Denkmal wäre ein ausführlicherer Kommentar sicher für die meisten erwünscht. Daß sich C. an die textkritisch wertvolle, letzte Ptolemaios-Ausgabe von Lutz gehalten hat, ist verständlich genug, aber zugleich auch eine Quelle von Schwierigkeiten für den Übersetzer geworden, der dabei eigentlich eine Arbeit hätte leisten müssen, die sich Lutz selbst erspart hat, d. h. nämlich der Frage nachgeben, was Ptolemaios wirklich geschrieben hat, eine Arbeit freilich, die so nebenher kaum zu leisten war.

Damit sind wir bei der Germania des Ptolemaios angelangt, deren Übertragung eine besonders heikle Sache war. Und gerade bei diesem Denkmal wäre ein ausführlicherer Kommentar sicher für die meisten erwünscht. Daß sich C. an die textkritisch wertvolle, letzte Ptolemaios-Ausgabe von Lutz gehalten hat, ist verständlich genug, aber zugleich auch eine Quelle von Schwierigkeiten für den Übersetzer geworden, der dabei eigentlich eine Arbeit hätte leisten müssen, die sich Lutz selbst erspart hat, d. h. nämlich der Frage nachgeben, was Ptolemaios wirklich geschrieben hat, eine Arbeit freilich, die so nebenher kaum zu leisten war.

Was Lutz in seiner Ausgabe bietet und herzustellen trachtet, ist nämlich nicht der Urtext des Ptolemaios, sondern nur der Text des Archetypus, jener Handschrift, die durch Vergleich der beiden von ihr ausgehenden Handschriftenklassen X und RW erschließbar ist. Dabei scheut er sich nicht, offensichtliche Fehler, wie *Belgica* (statt *Belgica*) (Belgica) in seinen Text zu setzen, weil eben beide Handschriftenklassen hier übereinstimmen. Tun sie das nicht, so begünstigt er willkürlich die X-Klasse.

Die Folge ist, daß eine Menge unrichtiger Namensformen wie *Texlavones* (statt *Nexlavones*, Anwohner des Nicer, Nedar), *Fontoisios*, *Bayrogatai* (statt *Baiogetai*), *Nouidarios*, *Tidarios*, *Idarios*, *Zouidarios*, *Osarida*, *Tauvorariorum*, *Phourogiasis*, *Sidartanda* unverdienter Weise zu Ehren kommen.

Auch abgesehen davon, daß er sich wesentlich an den eben gekennzeichneten Lunsz'schen Ptolemaios-Text hält, ist C. der handschriftlichen Überlieferung der Namen gegenüber über zu konservativ und zurückhaltend. Damit ist aber wenigstens nichts verdorben und, soweit es ein Fehler ist, liegt die Hauptschuld außerhalb. Denn wo soll sich der klassische Philologe oder der Historiker in solchen Fragen Rat holen? Am nächsten liegt es natürlich, Schönfelds „Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen“ zur Hand zu nehmen, womit aber nicht gesagt ist, daß er dort immer gut beraten wird.

C. ist sichtbarlich diesen Weg gegangen. Die Unentschiedenheit, mit der sich Schönfeld selbst für die Besserung des überlieferten Haldagates in Haldagastos ausspricht, war für ihn vermutlich maßgebend, Haldagates stehen zu lassen, zumal jener damit, auch was den ersten Namensbestandteil betrifft, nichts Ansprechendes anzufangen wußte und ihm entging, daß H hier, wie in Herrmunduri, Halani, Halaricus, nur graphisch ist und Aldagastos „Altgast“ ein genaues Gegenstück zu einem überlieferten Namen Neviogastes darstellt. Auch wenn C. Adgandestrius, Brinno, Aurinia, Igillos schreibt, bietet ihm Schönfeld einen Rückhalt. Vgl. zur Rechtfertigung von Gandestrius, Brunio, Albruna, Ingildos gegen diesen meine Bemerkungen in „Wörter und Sachen“ 6, 218. 220. 222. 224. Wenn ich recht vermute, haben auch die unmöglichen „Kaulken“ in den Caulci bei Schönfeld S. 62 und dessen Unsicherheit ihre Stütze, bestimmt aber gilt das von den „Kampsianen“. Es handelt sich dabei um einen nur bei Strabo belegten Namen, der an einer Stelle *Καμπσιανών*, an der anderen *Αυσιανών* lautet, an der ersteren aber einem mit *Ka* anlautenden Namen folgt, der einwirken konnte. Die Sache läge schon klar, auch wenn nicht dazu käme, daß Campsiani nichts ist, Ampsiani aber sichtlich nur ein anderer Name für Ampsivarii „Anwohner der Ems“ (buchstäblich Emser, da -er auf germ. warja- zurückgeht), wobei nur -varii durch die gleichbedeutende lateinische Ableitung -āni (vgl. Rhenani) vertreten ist.

Der Flussname Isargus in der Consolatio ad Liviam 355 wird besser als auf die Iyar, älter Isara, mit Zeus, die Deutschen und die Nachbartämme 137 auf den süd-tirolischen Eisack, Ysarche flumen in Act. St. Cassiani, an dem das Volk der Isarci selbst ist, bezogen werden.

Es ist hier mit Absicht auf Mängel des Werkes und auch deren Wurzeln näher eingegangen worden, als es sonst in Buchbesprechungen üblich ist, wobei sich herausgestellt hat, daß diese zum guten Teil auf der Unzulänglichkeit der zur Verfügung stehenden Hilfsmittel beruhen und mehr diese als den Verfasser belasten. Auch an sich sind die Ausstellungen, die zu machen waren, für das Werk als Ganzes nicht von wesentlicher Bedeutung und haben zumeist mehr für eine Gruppe von Gelehrten als einen größeren Leserkreis ein Interesse. Das gilt wenigstens von dem, was über die Behandlung der Namen zu sagen war. Wir wissen ja von manchen Namen geschichtlicher Persönlichkeiten überhaupt nicht, ob sie richtig überliefert sind. Wie z. B. Arminius oder Teusnela bei ihren Landoleuten geheißen haben, ist auf den Buchstaben genau nicht feststellbar und doch wird das den Eindruck nicht verringern, den ihre Persönlichkeiten auf uns machen.

Nur ein Splitterrichter könnte übrigens über Nebenbingen, welcher Art sie immer sein mögen, die Vorzüge und den Wert des Werkes übersehen. Dazu gehört auch die ganze Einstellung des Verfassers dem Gegenstand gegenüber, wie sie klar in der sehr lehrswürdigen Einleitung zutage tritt. Art und Inhalt der antiken Quellen, der er haltener wie der viel bedeutenderen, die uns leider verloren sind, werden in ihr treffend gekennzeichnet und der Leser, dem solche Quellen vorgelegt werden sollen, erhält Aufklärung, wie einseitig und partiell gefärbt diese Berichte sind. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ kann man von La Worten sagen, wenn man ihnen entgegen hält, wie z. B. der klassische Philologe Seck die Germanen beschimpft oder wie der Germanist Sr. Kaufmann in seiner deutschen Altertumskunde das, was der einzige Gewährsmann Ammianus Marcellinus, ein Feind also, mit rhetorischer Aufmachung über den Alemannenkönig Chnodomarius Herabsetzendes berichtet, nicht etwa nur kritisch übernimmt, sondern zu einem viel schmadsvolleren Bilde entstellt. Dank gebührt also dem Verfasser nicht nur für seine Arbeitsleistung, sondern auch für die Befinnung, die ihm die Feder in die Hand gedrückt und geführt hat.

Rudolf Much.

Elßässische Ortsnecereien.

In einem umfangreichen Bande¹⁾ gibt Hans Lienhart eine erstaunlich reiche Sammlung elßässischer Ortsnecereien, d. h. der Spottnamen, Spottverse und Spottgeschichten, die im Volksmunde von den einzelnen elßässischen Orten, z. T. auch ganzen Landschaften im Umlauf sind oder waren. Der Verf. konnte für seinen Zweck die älteren Sammlungen von August Stöber, einen Fragebogen, den Pfarrer Liebich 1874 hatte ausgeben lassen, und manche sonstige Einzelbeiträge, vor allem auch die Sammlung des elßässischen Wörterbuches benützen; eigene Sammlungen haben ihm den Stoff wesentlich ergänzt. Die Handschrift war bei Ausgang des Krieges druckfertig und wurde hier mit geringer Auffällung veröffentlicht.

Das Werk bringt zunächst das Verzeichnis der Necereien nach Kreisen und Kantonen geordnet unter Nachweis des Anlasses für viele, freilich keineswegs alle der aufgeführten Ausdrücke; ein „Anhang“ vertieft für einzelne Belege die Erläuterungen und druckt mancherlei auf Necereien bezügliche Gedichte ab. Es folgt sodann eine systematische Übersicht der stofflichen Bereiche, aus denen die einzelnen Necereien genommen sind, weiter ein alphabetisches Verzeichnis der Necknamen und schließlich ein alphabetisches Ortsverzeichnis.

Jeder Benutzer wird dem Verf. lebhaften Dank wissen für die große Mühe und Sorgfalt, die er an seine Arbeit gewandt hat. Sie ist nicht nur für denjenigen von Bedeutung, der das Elßaß, sein Volk und seine Geschichte schätzt, für deren Würdigung hier Quellen besonderer Art fließen, es wird darüber hinaus jeder Volkskundler mancherlei Belehrung aus ihr schöpfen können, da sie einen beträchtlichen Beitrag zur Erkenntnis des Wesens volkstümlicher Überlieferung bietet und zwar einer Überlieferung, bei der das Volk einmal nicht nur Träger, sondern im wesentlichen auch Schöpfer seiner Überlieferung ist. Da die vom Verf. S. 9 über die Entstehung dieser Necereien im allgemeinen gemachten Bemerkungen etwas flüchtig sind, die Zusammenstellung der Stoffkreise (S. 138 ff.) aber ein wenig äußerlich und starr, so sei es erlaubt, hier ein Wort über das allgemeine Wesen der Erscheinung zu sagen.

Die seelischen Gründe, aus denen diese Ortsnecereien aufsteigen, gehören nicht eben zu den erfreulichsten Gefilden im Bereiche menschlichen Geistes- und Gemütslebens; dafür erstrebt die Formung des niedrig Gedachten durch scharfe Beobachtung, bildhaften Ausdruck und schlagenden Witz.

Den Ausgang bildet jene Gesinnung, die man mit der klaffischen Formulierung Stolzes kennzeichnen könnte: „es will mer net in mei Kopp enei, wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!“ Schöpferisch am Werke ist jener primitive Gemeinschaftsgeist eines engen Kreises, der nicht weiter schaut als der Blick vom Kirchturme des Heimatdorfes reicht, und diesen Bereich nun schlechtthin für die Welt hält. Alles was von seiner Weise nach irgendeiner Seite hin abweicht, erscheint ihm nicht nur auffällig, sondern ungebührlich und lächerlich oder verächtlich. Dieser Beurteilung unterliegen natürliche und Kulturerscheinungen, Sachen und Menschen, Gewohnheiten, wie einmalige Vorfälle. Von natürlichen Verhältnissen gibt schon die Lage des Ortes häufig Anlaß zu Übernamen, Lage auf der Höhe oder im Tal, im Sumpf und Nied oder auf Sand oder Lehm; auch Ablegenheit oder die Nähe eines irgendwie anstößigen Gebäudes fordern den Spott heraus. Mit der Bodenbeschaffenheit sind vielfach eigenartige Berufstätigkeiten oder Gewohnheiten der Ortsbewohner gegeben, die dann dem Spott der andersgerichteten Nachbarschaft unterliegen, wenn es etwa auch nur besondere Arten oder Häufigkeit des Obst- oder Gemüsebaues sein sollten. Einzelne Gewerbe, wie die der Besenbinder oder Schirmflicker, die an ärmeren Ortschaften geübt werden, erscheinen an sich verächtlich. Unfruchtbarkeit der Lage eines Ortes und Armut seiner Bewohner geben überhaupt häufig Anlaß zum Spotte, wesentlich häufiger als Reichtum und sittlich anstößige Eigenschaften, wie Stolz, Geiz, Habgier, Streitsucht, Grobheit und Unehrichtigkeit oder Dummheit oder Unreinlichkeit.

Die Unduldsamkeit der Nachbarschaft zeigt sich in diesen aufs Sinnliche gerichteten Kreisen ganz besonders häufig Eigentümlichkeiten des Essens gegenüber, auch der Tracht und sonstigen Bräuden, wie sie besonders bei der Art der Kirchweihfeier sich entfalten,

¹⁾ Elßässische Ortsnecereien. Ein Beitrag zum Studium von Land und Leuten, unter Mitwirkung von Freunden und Kennern des Elßaß, ges. u. bearb. von Hans Lienhart, Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchhandlung, 1927. (Schriften der Elßaß-Lobbringerischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, Reihe A Band 2.) Preis M. 6.—.

an der auch die Nachbarschaft mit einer nicht immer wohlwollenden Kritik teilnimmt. In ganz besonderem Maße wird die Sprache Zielscheibe des Spottes; er kann schon an den Namen des Ortes sich heften oder an die im Orte üblichen Vornamen, die nicht selten dem Namen des Kirchenpatrons folgen. Auch die Religion und Herkunft der Bewohner wird kritisch beleuchtet; auch äußere Eigentümlichkeiten: die Form des Kirchturms, das Ortswappen, Zahl und Klang der Glocken müssen herhalten. Nicht selten sind die Spöttereien gleichsam nur die Überschriften und Inhaltsangaben zu irgendeinem Schilddürgertrichte, den böswillige Nachbarn sich von den Einwohnern erzählen.

Steht die Erscheinung als Ganzes also vor einem nicht gerade sehr sympathischen geistigen Hintergrund, so bietet eine gewisse Entschädigung dafür die frische, scharfsäugige, sinnhafte, manchmal verwegene und beinahe geistreiche Formulierung, die den Spöttern gelingt.

Welche genau zusehender Beobachtung hier vielfach an Werke ist, zeigen vielleicht am besten die zahlreichen Neckereien, die an die Sprache anknüpfen. Von den verschiedensten Seiten her wird sie betrachtet und schier mit der Aufmerksamkeit eines Sprachforschers bis in kleine Einzelheiten hinein verfolgt. Die Art der Aussprache ist es vor allem, die ins Ohr fällt, und zwar sind es weit überwiegend Eigenheiten des Vokalismus, besonders häufig die Aussprache der Diphthonge, was den Spott herausfordert. Manchmal ist es nur eine kleine Einzelheit, die da von scharfer Beobachtung herausgeholt wird: etwa ein besonders offenes *ä* (10: die Ziffern meinen die Nummern des Verzeichnisses) oder *o* (885), dies gelegentlich sogar nur in bestimmten Stellungen vor *n* (424) oder *r* (481), sonst auch wohl nur die auffallende Länge oder Kürze eines Vokals (152, 181). Von Konsonanten wird nur das *r* beanstandet in seiner Aussprache als Zäpfchen-*r*, was als „*terre*“, „*gerre*“, „*änerre*“ verspottet wird (688, 361, 484, 813); die so reden, heißen „*Köfaler*“, „*Risser*“, „*Schnerrer*“ oder „*Grurer*“ (8, 81, 171, 488); einmal gibt auch Ausfall des *r* den Anlaß zum Spotte (12). Gelegentlich wird allgemeiner „*breite*“ oder „*breitge*“ Aussprache verhöhnt (525, 444), einmal auch das Nasalisieren, das „*nangst*“ gescholten wird (808). Auch ein beschleunigtes oder verlangsamtes Redetempo wird kritisch bemerkt (726, 824, 729, 692).

Der Spott bildet mit einer Findigkeit, wie sie den Urhebern des Sprachatlas nicht besser zur Verfügung stand, kleine Sätzchen, in denen die anstößigen Erscheinungen gehäuft vorkommen, ja, man ist bemüht, den Spott durch derbwitzigen Inhalt zu steigern, z. B. wenn man die Bewohner von Simbreit wegen ihrer Aussprache der Lautgruppe *u* als *ü* mit dem Sätzchen verhöhnt: „*Menser Hund het uf's Küllmanns Gründbüsse gebürnt*“ (77) oder indem man, besonders raffiniert, noch eine Sache hereinzieht, die man gleichzeitig verspottet, z. B. wenn die Bewohner von Schwindbragheim wegen Birnenzucht und Birnenessens sowohl als dreidiphthongischer Aussprache des *i* unter einem durch den Spottvers verhöhnt werden: „*Nier Schwingelser, nier han Biere! Nier esse Biere, Nier drinke Biere, Nier han au noch Biere für uss Brot ze schmieren! Unser Biere han au langi Stiel!*“ (45). An dem im birnenreichen Dorfe vielgebrauchten Wort *siel* offenbar die Eigentümlichkeit der Aussprache besonders auf. In anderen Fällen (87, 367) hat, gleich begreiflich, die Aussprache der Verneinungspartikel den Anlaß zum Spott gegeben. Den Einwohner von Melabsheim nennt das Nachbardorf, das seinerseits „*net*“ sagt für schriftsprachlich „*nicht*“, geradezu „*E Melaner Nür*“, und die Wildensteiner, die „*eis*“ für „*uns*“ sagen, heißen danach „*Eisig-Bübble*“ (882). Auch Auffälligkeiten des Wortschatzes boten zuweilen willkommenen Stoff. Den Bewohnern von Ingensheim rust man als Spottwörter „*Harle*“, „*Aaddes*“ oder „*Estuß*“ zu (54), weil sie von jüdischen Mitbürgern gelernt haben, jüdisch-deutsche Wörter in ihre Rede zu mischen. Die Weifenburger heißen „*D Alleweil*“, weil sie dies Wort besonders häufig gebrauchten (883) und den Schalkendorfer, die vom Wörtchen „*erwe*“ einen übermäßigen Gebrauch machen, sagt man witzig nach: „*D Schalkedörfer gebn ewen-anne un wenn se de Berri nuf gen*“ (421). Ofters liefert auch die besondere Art des Fluchens den Stoff.

Der Witz dieser Spöttereien ist nicht immer fein, recht häufig sogar sehr dornig, aber er arbeitet oft mit erfreulicher Anschauung und Phantasie. Die im *Hardt* oder *Nied* Wohnenden heißen nicht einfach *Haardt*- oder *Niedleute*, sondern nach den für ihren Boden bezeichnenden, so lästigen Tieren *Haardt*- und *Niedschmole* (S. 108), die in *Sand* und *Lehm* Wohnenden heißen *Sands*- und *Lehmhase*. Die viel Kraut bauen, nennt man selbst geradezu *Krutköpp* (486), die Besenbindenden heißen *Besenstripp* (462), die Bewohner der ehemaligen kleinen Fürstentresidenzen *Dellerflecker* (587), die Bewohner eines hoch oben, von unten gesehen also am Himmel gelegenen Dorfes heißen *Mondstuffer* (519) und so in ungezählten Fällen. Von der Prahlucht der Einwohner des

Dorfes hatten sagt man im Nachbar-dorfe Niederbetschdorf mit reizender Anschaulichkeit: „E Betschdorfer Hundert isch e Sattener Dörsig.“ Mehreren Dörfern sagt man nach, daß ihre Einwohner sich vor oder nach der Ernte, bei guter oder schlechter Ernte auf die Frage nach ihrer Herkunft verschieden äußerten. Der Einwohner von Oberbronn z. B. antwortet in einem guten Weinjahr auf diese Frage mit stolz gewölbter Brust halb hochdeutsch: „Ich bin von Owwerbrunn“, bei schlechtem Herbst aber kleinlaut: „Ich bin von Owwerburn“ (199), der von Wollsbheim bei schlechtem Herbst: „Do Wollire, aß Gott erbarm!“, bei gutem: „Do Wollire, bi Gott!“ (128). Häßlich sind auch die nicht seltenen Spötterei, in denen nach sonst bekannter Weise das Glockengeläute ausgedeutet wird. In Riffis z. B., das früher mit Eberschwiler zusammen die Schweizer Pfarrei Rodenburg bildete, läuten angeblich die zwei großen Glocken: „Koggeburg und Eberschwyl sin zwei armi Dörsli“, und die kleine stellt dazwischen „Riffis o (auch) Riffis o!“ (620). In Schlettstadt rufen beim Begräbnis eines Reichen die Glocken: „Argent comptant! Argent comptant!“, beim Begräbnis eines armen Tagelöhners: „Gingel, gängel! Gingel, gängel! il ne paye pas!“ (399).

Die Spötterei reihen ihrer Form nach vom einzelnen Worte über eine Redensart zum vollständigen Satz, über das Satzgebilde zu Versen. Der Spott baut sich aber auch zur kleinen Erzählung, zu Schwank und Anekdote aus. Die Verse sind vielfach sehr frei gebaut; ihr Vortrag — es wird darüber leider nichts mitgeteilt — ist wohl als eine Art Sprechgesang zu denken, ähnlich wie im Anekdote, dem diese Spötterei auch sonst vielfach nahesteht. Rhythmus und Reim mußten einer Ausfertigung willkommen sein, die dazu bestimmt war, als lauter Ruf und womöglich im Chore vorgetragen zu werden. Ofters erscheint überhaupt nur die Möglichkeit des Reims an sich sinnlose Spötterei erzeugt zu haben, wie bei den Ortsnamen auf -ach und -bach nach dem Typus „Durnacher Kuffeträher“ (817), „Sulzbacher Kroteträher“ (671). Die Spottverse tun sehr häufig gleich eine Reihe benachbarter Dörfer ab. Es haben dafür bestimmte Typen sich herausgebildet, die mit wechselnden Ortsnamen und leichten Änderungen immer wieder lehren. z. B. dieser: „Mittelbuse isch e scheeni Stadt, Wingerche isch e Bettelad, Änen isch e Murertüwwe, Donnene isch d'e Dettel drüwwe“ (59).

Die erzählten Anekdoten sind vielfach sonst bekannte Schildbürgerstreiche, und so werden denn dieselben Geschichten öfters von mehreren Orten erzählt; die Geschichte vom Gemeindefeier z. B., dem man einen Strich um den Hals legt, um ihn in die Höhe zu ziehen, daß er das Gras auf dem Kirchturm abweide, findet sich gleich dreimal von verschiedenen Ortschaften (187, 237, 451).

Überhaupt lehren dieselben Spötterei in Anwendung auf die verschiedensten Orte immer wieder. Der Übername Kukuk begegnet 24 mal, Sandhase 28 mal, Mohre gar in 115 Fällen. Auch dieselben Verse wiederholen sich mit geringen Varianten recht häufig, besonders bei benachbarten Ortschaften, vgl. z. B. die Gruppe 440, 443, 453, 459, 464, 516. Die Vergleichsmöglichkeiten reichen dabei über das Elßßische hinaus, indem, wie hier nicht ausgeführt werden kann, in anderen deutschen Landschaften nach Stoff und Form ganz ähnliche Ortsniedererlei sich finden. Eine vergleichende Übersicht fehlt noch. Sie müßte auch feststellen, ob nicht am Ende doch auch „gesunkenes Kulturgut“ sich unter den Reimereien befindet; der öfter wiederkehrende Typus: „Wer durch Wisse kummt ohne gspöppelt, Un durich Dettwiler ohne gspöppelt, Durich Steiweri ohne gschlauppe: der het von Glück ze sauppe“ erinnert nicht zufällig an einen bekannten, seit alters von deutschen Universitätsstädten umlaufenden Vers.

Recht viele der angeführten Niedererlei sind leider ohne Erklärung geblieben und dadurch wissenschaftlich un verwendbar. Im Ganzen bietet das Buch doch die reichste Sammlung von Ortsniedererlei aus einer deutschen Landschaft, und das Elßß darf der Gesellschaft dankbar sein, die ihm dies Buch geschenkt hat.

Heidelberg.

Friedrich Panzer.

Sozialpolitik und Rassenhygiene.

Die gedankenvollen Ausführungen, die Otmar v. Verschuer unter diesem Titel im Heft 1220 von Friedrich Manns Pädagogischem Magazin (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza 1928) gegeben hat, verdienen in „Volk und Rasse“ ausführlich dargestellt zu werden. Die Einleitung der Schrift kennzeichnet allgemein das Wesen und die gegenseitigen Beziehungen von Sozialpolitik und Rassenhygiene. Die erstere ist angewandte

Soziologie, ihre Mittel und Aufgaben sind vorwiegend wirtschaftlicher Natur; die letztere ist angewandte Naturerkenntnis und fußt auf den Lehren der Rassenbiologie.

Die Körperliche und geistig-seelische Eigenart des Volkstums ist Ausdruck seiner Rassenart. Das Wesen der Rasse liegt in der Gesamtheit der erblichen Rassenanlagen, im Erbbilde, das Körperliche und geistig-seelische Anlagen umfaßt. Daß sich solche Anlagen vererben, ist an Stammbäumen mit besonderen Begabungen oder Minderwertigkeiten reichlich belegt. Die rassenhygienischen Bestrebungen sind daher nicht allein auf die Erbung der Körperlichen, sondern auch der geistigen und seelischen Qualitäten des Volkstums gerichtet.

Verf. betrachtet nun Einzelfragen, welche die Beziehungen zwischen Sozialpolitik und Rassenhygiene in ihren praktischen Gegebenheiten dartun.

Das Verhältnis zwischen Sozialpolitik und Rassenhygiene ist ein wechselseitiges: Sozialpolitische Maßnahmen haben rassenhygienische und rassenhygienische Maßnahmen sozialpolitische Auswirkung. Die rassenhygienischen Auswirkungen sozialpolitischer Maßnahmen liegen in zwei Richtungen: sie wirken entweder unmittelbar auf die Erbanlagen oder auf die Ausleserichtung der Erbanlagen und dadurch auf die soziale Schichtung, der jeweils „eine biologische Schichtung nach dem Erbwerte“, dem „Grade der Anteilnahme an den Geistesinhalten des Volkstums“ entspricht.

Die rassenhygienischen Wirkungen der sozialpolitischen Gesetzgebung Deutschlands betrachtet Verf. nach den drei Hauptgebieten der Sozialpolitik: Schutz der Arbeitskraft, Sicherung des Arbeitsentgeltes und Schutz der Persönlichkeit.

Aus dem ersten Hauptgebiete werden erörtert: die Begrenzung der Arbeitszeit, Arbeitszeitbeschränkungen für Jugendliche und Frauen, Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenfürsorge. Die Bestimmungen, die die Arbeitszeit regeln, zumal auch für die Frauen vor und nach einer Geburt, sind vom rassenhygienischen Standpunkt durchaus zu begrüßen. Verf. weist aber darauf hin, daß die günstigen Wirkungen der Arbeitsbeschränkung nur dann eintreten werden, wenn ihre „die Sorge für die Gelegenheit zu hygienischer Verwendung der Freizeit“ vorausgeht. Dem Schutz der Arbeitskraft dient auch die Arbeitsvermittlung. Eine rassenhygienisch zu begrüßende Arbeitsvermittlung schafft dem Arbeitswilligen und Tüchtigen mit dem entsprechenden Tätigkeitsbereich die Möglichkeit der Gründung und Erhaltung einer Familie. Die Arbeitslosenfürsorge hat für minderwertige, arbeitscheue Personen einen starken Anreiz zum Meiden der Arbeit bis auf das Mindestmaß; sie ist eine große Gefahr für die Zukunft des Staates, zumal die Arbeitslosen vielfach geschlechtlichen Ausschweifungen erliegen. Die Arbeitslosenfürsorge begünstigt die Vermehrung Minderwertiger. „Es ist also eine Pflicht der verantwortlichen Vertreter der Arbeitslosenfürsorge, den Schaden, den sie für das kommende Geschlecht bedeutet, zu bedenken und entsprechende Gegenmaßnahmen zu treffen.“

Aus dem Gebiete der Sicherung des Arbeitsentgeltes werden die Sozialversicherungen, die sich als eine Ergänzung des Lohnes darstellen, kritisch betrachtet. Ethisch wie sozial und rassenhygienisch unansehnlich ist ihr Zweck, „die Versicherten vor den schlimmsten Zufällen des Lebens durch Garantie eines Mindesteinkommens zur Bestreitung des Lebensunterhalts“ zu schützen. Ihre Auswirkung aber erweckt ernste rassenhygienische Bedenken. Verf. sieht die Ursachen hierfür erstens in der mißbräuchlichen Anwendung, zweitens in der zu weitgehenden Ausdehnung und zu geringen Differenzierung der Versicherungen. Er verweist auf den Mißbrauch von „Krankengeldern“ und die Überlastung der Kassenzüger in der Krankenversicherung, auf den Anreiz zum kriminellen Erlangen der Rente in der Unfallversicherung, wofür gerade die letzten Jahre geradezu klassische „Fälle“ geliefert haben. Durch die Unterstützung Minderwertiger und damit verbundener Förderung der Vermehrung derselben wirkt die Versicherungsrente vielfach negativ auslösend. Als Maßnahmen zur Vermeidung der Schäden der Sozialversicherung empfiehlt Verf.: verschärftes Durchgreifen beamteter Ärzte, Unfruchtbarmachung von Geisteskranken und Schwachsinnigen, Ersetzen der allgemeinen Krankenkassen durch Berufsgruppen-Krankenkassen, Beschränkung der Sozialversicherung auf die Volksschichten, die sich nicht selbst, durch Rücklagen, Familienvermögen oder Ständehilfen im Notstand helfen können. „Gefegliche Staatshilfe ist ein Zeichen nicht genügender Nächstenliebe, und deswegen Notstandshilfe.“ Der heute mögliche Mißbrauch führt zur Rassenverschlechterung: „Die natürliche Auslese der erblich Schwachen und Minderwertigen wird gehemmt, die erblich Gesunden werden in ihren Lebensbedingungen und damit auch in ihrer Fortpflanzung beeinträchtigt. Eine Abnahme der guten und eine Zunahme der schlechten Erbanlagen des Volkes ist die unausbleibliche Folge.“ Die innere Einstellung des Einzelnen wie des Staates zur sozialen Hilfe muß wieder, wie der Gedanke selbst, von der ethischen Grundlage der Nächstenhilfe ausgehen, die Selbst-

verantwortung muß an Stelle des formal-rechtlichen materiellen Berechtigungs- bzw. Verpflichtungsbewußtseins treten. „Wenn wir heute noch nicht die Möglichkeiten der Rückkehr vom Materialismus zum Idealismus haben, so werden wir in wenigen Generationen diese Möglichkeit, die in den Erbanlagen ruht und durch die Erziehung zur Wirklichkeit gewedt werden muß, verloren haben.“

Die sozialpolitischen Bestimmungen, die den Schutz der Persönlichkeit betreffen, tragen dem rassenhygienischen Interesse des Staates zu wenig Rechnung: sie missachten durch übertriebenen Schutz der Einzelpersönlichkeit die Grenzen, die der Freiheit des Individuums durch seine irdischen Anlagen gesetzt sind.

Der Einfluß rassenhygienischer Vorgänge auf sozialpolitische Maßnahmen wird durch den Weltkrieg, seine Folgen (Invalidentum, Verlust der Arbeitskräfte, Hungernot, Kriegswirren usw.) und die daraus sich notwendig ergebenden sozialpolitischen Einrichtungen veranschaulicht. Solche Zusammenhänge sind zahlenmäßig, quantitativ leicht zu erfassen; von ausschlaggebender rassenhygienischer Bedeutung ist aber ihre qualitative Seite. Die schon erwähnte stärkste Vermehrung der untersten Schichten im Staate, der Aufstieg der Tüchtigeren in höhere Schichten und ihre Abnahme daselbst infolge ungenügender Vermehrung sind ein Beispiel. Sie bedingen qualitative Umschichtungen im Staate, die für dessen Zukunft bestimmend sind. In der sozialhygienischen Gesetzgebung sind Erkenntnisse der qualitativen Rassenhygiene kaum beachtet. Verf. weist vor allem auf die Notwendigkeit eines qualitativ wirksamen Familienschutzes durch entsprechende Zulagen und Bestimmungen in der Steuergesetzgebung und im Erbrecht hin. Völlig unberücksichtigt sind bei den Kinderzulagen z. B. die so verschiedenen Kosten der Erziehung zu den verschiedenen Berufen. Der durch den Krieg verarmte Mittelstand, der das Beamtentum, die „Diener“ des Staates, vorwiegend stellt, ist in seinen Durchschnittgehältern unter dem Vorkriegsstand, während die unteren Lohnklassen wesentlich darüber stehen. Unter solchen Verhältnissen muß das ungünstige Vermehrungsverhältnis der einzelnen Volksschichten sich immer weiter verschlechtern. Die Rassenhygiene kämpft gegen die Mängel der Sozialpolitik „als Bundesgenosse von all denjenigen, die im geistigen Kampf des Idealismus gegen den Materialismus, des Universalismus gegen den Individualismus, der Gedanken der Wirzeit gegen die der Jetztzeit stehen.“

Das Büchlein behandelt in vortrefflicher Weise die aufgerollten Probleme.

Michael Hefsh.

Besprechungen.

Deutsches Einheits-Familienstammbuch. Große Prachtausgabe. Herausgegeben vom Reichsbund der Standesbeamten Deutschlands L. V. 200 S. Großquartformat. In Ganzl. m. Golddruck geb. M. 7.50. Berlin 1928.

Eine hoch erfreuliche Erscheinung! Und besonders erfreulich, daß es gerade die Standesbeamten sind, die hier — übrigens nach jahrelangen, sorgfältigen Vorbereitungen — ein Familienstammbuch herausgebracht haben, das in hohem Maße geeignet ist, Familienkunde, Familiensinn und nicht zuletzt die Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) zu fördern. Die Standesbeamten zeigen damit, daß sie sich dessen bewußt sind, daß die von ihnen im Namen des Staates vollzogenen Eheschließungen mehr sind als formal-juristische Handlungen; sie weisen darauf hin, daß Ehe, Familie und Tradition zu den Hauptgrundlagen jedes gesunden Volkstums und jeder höchsten Kultur gehören, und dieser Hinweis ist

heute besonders wichtig, in einer Zeit der öden Gleichmacherei und der Versuche, alle organischen Grundlagen der Kultur zu zerstören. Und der Umstand, daß die Standesbeamten sich der Frage des Familienstammbuches angenommen haben, gibt die Gewähr für eine weite Verbreitung: diese Beamten haben ja die beste Gelegenheit, ausnahmslos alle jungen Ehepaare auf Sinn und Wert der Ehe hinzuweisen.

Erfreulich ist, daß auch der Staat diesen Bestrebungen entgegengekommen ist: er hat dem Familienstammbuch in gewissem Grade amtlichen Charakter verliehen; im Vorwort wird darüber gesagt: „Durch die reichsgesetzliche Verordnung über die standesamtlichen Scheine vom 14. Febr. 1924 wurde der Begriff der Familienstammbücher zum ersten Male in den Umkreis der reichsgesetzlichen Bestimmungen aufgenommen. Während bisher den Eintragungen im Familienbuch über Eheschließung der Familienhäupter, über Geburts- und Sterbe-

fälle in der Familie der ausgesprochene amtliche Charakter mangelte, wird durch die erwähnte Verordnung die urkundliche Beweiskraft der Eintragungen festgestellt, sofern diese Eintragungen gemäß den Vorschriften der neuen Bestimmung geschehen."

Das Werk besteht demgemäß aus einem amtlichen und einem privaten Teil; der letztere aus zwei Hauptabschnitten: dem "Familien- und Heimatbuch" und einer Zusammenstellung guter deutscher Vornamen mit Erklärung ihrer Bedeutung.

Der amtliche Teil enthält den nötigen Raum für „amtliche urkundlich beweiskräftige Eintragungen“, also für Beurkundungen von Geburten, Eheschließungen und Sterbefällen, aber auch für „amtliche Berichtigungen“, Namensänderungen, Annahmen an Kindes Statt usw. Ein 10 Seiten umfassender, übersichtlicher und auch für den Nichtjuristen verständlicher Abschnitt, verfaßt von Regierungspräsident i. R. Prof. Dr. Otto Stölzel, unterrichtet sodann über die mit Geburt, Eheschließung und Tod zusammenhängenden Rechtsfragen.

Der zweite Hauptabschnitt, das vom Standesbeamten Max Sachsenröder aus Grimmschau verfaßte „Familien- und Heimatbuch“ ist unter Hinzuziehung hervorragender Sachleute (v. Behr-Pinnow, Friedr. Weden, Friedrich von Klotz, Heinr. Butte) geschrieben und zeigt auf jeder Seite tiefes Verständnis für die Grundlagen und Methoden der Familienforschung, der Vererbungslehre und Rassenhygiene. Er berücksichtigt zugleich in ansprechender Weise die Heimatforschung, die Verbindung der Familie mit der Heimat: „Der einzelne, der engere Kreis der Familie, der weitere der Sippe und Verwandtschaft, samt den Vorfahren und Ahnen, dazu das Land, die Heimat, wo sie wirkten und jetzt noch schaffen und die Zukunft mit bauen helfen wollen: das alles soll in diesem Teil veranschaulicht werden und zum Nachdenken anregen.“ Eine ganze Reihe stimmungsvoller, den Wert der Familienforschung und der Familienfunken betonender Aussprüche trägt dazu bei, dem Leser diese Gedankengänge vertraut und lieb zu machen. Das Unterkapitel „Familienzugehörigkeit“ bringt Vordrucke zur Beschreibung der Einzelpersonen, Platz für Bildnisse, Vordrucke für Ahnen- und Elterntafeln, sogar Raum für Handschriftproben der engeren Verwandtschaft. Ein weiteres Kapitel ist den Kindern gewidmet; es soll alle wichtigen Angaben über sie und ihre Entwicklung und ihre Bildnisse aufnehmen. „Familie und Heimat“ gibt Raum für Aufzeichnungen über

Heimatgemeinde, Stamm- und Geburts- haus, Wappen und Siegel der Heimat- gemeinde, weitere Seiten sollen mit Angaben über Ereignisse aus dem eigenen Leben und dem der Eltern und weiteren Vorfahren, über Grundbesitz der Familie und ihrer Voretern, über ihre Berufe und über die Familiengeschichte angefüllt werden. Im letzten Kapitel dieses Abschnittes wird kurz und übersichtlich in Wort und Darstellung auf die wichtigsten erbbiologischen Dinge hingewiesen. Ein Anhang gibt die Sachausdrücke, Fremdwörter und Standsbezeichnungen (nach Fr. Weden) der Familienforschung und die Sachausdrücke der Vererbungslehre.

Der letzte Hauptabschnitt endlich enthält „Rufnamen aus dem Schatz deutscher Vergangenheit“ und „Eingebürgerte Rufnamen fremden Ursprunges“ nebst der Erklärung ihrer Bedeutung. Der Verfasser, Standesamtsdirektor Wolchag, Dresden, fügt einen sehr beherzigenswerten Aufsatz „Gebt Euren Kindern gute deutsche Vornamen!“ hinzu und ein Verzeichnis der benutzten Quellen.

Das überaus reichhaltige und dabei überraschend billige Buch wird hoffentlich schnell seinen Weg in jede gute und gesunde deutsche Familie finden und ihr zum sorgsam und pietätvoll gebüteten Schatz werden, zum „Ehrenbuch fürs deutsche Haus“!

O. K e h e.

M. Sachsenröder: Familien- und Heimatbuch. Verlag des Reichobamben der Standesbeamten Deutschlands e. V. in Berlin SW 81, Gitschinerstraße 109. 1928. Gebunden rot in Gold, Quartformat, 4.50 Mk.

Unter diesem Titel ist der zweite Hauptabschnitt des „Deutschen Einheits-Familien- Stammbuches“ gesondert erschienen, also ohne den „amtlichen Teil“ und ohne das Verzeichnis der Rufnamen, und zwar zu dem sehr billigen Preise von Mk. 4.50. Es unterscheidet sich inhaltlich von dem eben besprochenen Abschnitt nicht, ist also ebenso auf Würdigung zu empfehlen und ist besonders für diejenigen bestimmt, die weniger Wert darauf legen, zugleich amtliche Duplikate der Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden zu besitzen.

O. K e h e.

Carl Evert Karsten: Die Germanen. Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. 241 S., 4 Taf. Berlin und Leipzig 1928, Walter de Gruyter. Preis geb. Mk. 13.—, geb. Mk. 15.—.

Der Verfasser, Professor an der Universität Helsingfors, gibt in dem vorliegenden

Bande (einer starken Erweiterung einer kürzeren schwedischen Schrift, die nunmehr im Rahmen von Pauls Grundriß der Germanischen Philologie erscheint) einen Überblick über die indogermanische Sprachgruppe, über die Fragen der indogermanischen Sprachinheit, ihrer Träger und ihrer Heimat, über die Ugermanen, ihr Siedlungsgebiet, die germanische Ursprache und die aus ihr erwachsenen Tochter Sprachen. Die Arbeit verwertet am vollständigsten die Ergebnisse der Sprachwissenschaft; es ist hierbei besonders zu erwähnen, daß bisher kein Werk in deutscher Sprache die sehr beachtenswerten Verhältnisse auf nordostgermanischem Boden (frühere daltische Provinzen und Finnland) in dieser Weise erschlossen hat. Dies und die in ihrer Art erstmalige Heranziehung anderer fachwissenschaftlicher Ergebnisse (z. B. der Blutgruppenforschung) gibt dem Buch seine Eigenart und seine besondere Bedeutung; der Verfasser hat mit Recht dem Unbekannteren verhältnismäßig größeren Raum eingeräumt und sich an anderen Stellen kurz gefaßt, wo er die entsprechenden Hinweise auf die maßgebenden Werke der germanischen und deutschen Altertumsforschung verzeichnet und damit dem Studierenden die Wege zu der notwendigen Ergänzung der eigenen, manchmal sehr gedrängten Übersicht weist. Die im Titel versprochene Einführung in die germanische Kultur wird, soweit sie sich aus sprachwissenschaftlichen Quellen (namentlich den Lehnwörtern germanischer Herkunft in fremden Sprachen, wie dem übernommenen Wortschatz) gewinnen läßt, in vorzüglicher Weise geboten; eine gleichmäßig starke Heranziehung der vorgeschichtlichen Forschung hat der Verfasser weder beabsichtigt, noch wäre sie auf dem beschränkten Raume möglich gewesen. Doch findet die Vorgeschichte bei einzelnen Fragen starke Berücksichtigung, wie auch — eine Neuheit in einem sprachwissenschaftlichen Werk — die Rassenkunde bei der Erörterung des Ugermanenproblems. Für Schweden fußt der Verfasser in wesentlichen auf den Arbeiten von Regius und Fürst, für Deutschland hätte er allerdings nicht nur Virchow, J. Franke (bei A. Kirchhof, Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung, 1899!) und S. S. A. Günther heranziehen sollen. Daß aber von seiten der Sprachwissenschaft einmal die Einbeziehung der rassenkundlichen Ergebnisse für solche Studien ernsthaft in Angriff genommen worden ist, verdient als eine Hoffnung für die Zukunft nachdrücklich hervorgehoben zu werden. Sehr bemerkenswert sind die Feststellungen des Verfassers über das Zusammenfallen von archäologi-

schon und sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen mit den von der Blutgruppenforschung ermittelten Unterschieden innerhalb der Bevölkerung Finnlands (S. 110f.; eine farbige Tafel veranschaulicht die von Prof. Dr. O. Stenung ermittelten Blutgruppenunterschiede von 184 Bevölkerungsgruppen der ganzen Welt). Dies berechtigt zu der Erwartung, daß ähnliche zusammenfassende Studien auch für andere Gebiete wichtige geschichtliche Schlüsse ermöglichen werden. — Es braucht nach dem Gesagten kaum ausgesprochen zu werden, daß Karlens Werk die germanistische Studienbücherei in sehr erwünschter Weise bereichert, und es bleibt nur übrig, dem Buche wie der von ihm gebahnten neuen Forschungsrichtung eine gute Entwicklung zu wünschen. H. Heiß.

H. Lundborg: Rassenkunde des schwedischen Volkes. Jena 1928. Verlag G. Fischer. 100 S., 51 Taf. Preis geb. M. 10.—, geb. M. 19.—.

Das Buch ist eine verkürzte Ausgabe mit einzelnen neuen Beiträgen des 1920 erschienenen Werkes von Lundborg-Linders „The Racial Characters of the Swedish Nation“, das sich auf die Untersuchung von mehr als 47 000 schwedischen Wehrpflichtigen stützen kann. Dieses Werk ist wohl das erste Beispiel einer systematischen und umfassenden anthropologischen Untersuchung eines gesamten Volkes. Besonders Lob verdient die Gewissenhaftigkeit im Meßverfahren und im Gebrauch der rassenkundlichen Begriffe. Das Buch bietet ein sehr reichhaltiges Material mit 51 Tafeln und vielen Karten. In der Einführung werden wir kurz unterrichtet über die Rassen Europas, die Entwicklung der schwedischen Rassenforschung, über Schwedens Landeskunde und seine demographischen Verhältnisse. Der allgemeine Teil behandelt die Urheimat der Germanen, die älteste Besiedlung Schwedens, Entstehung und Rassen-geschichte des schwedischen Volkes, das Problem der blonden Brachycephalen, die Dak-rasse und ihrem fraglichen Zusammenhang mit der Cromagnon-Rasse. Die blonden Brachycephalen werden als ostbaltische Rasse gedeutet, während Lundborg die Dak-rasse hauptsächlich als Variation der nordischen Rasse ansieht oder als Mischtyp aus nordischer mit kurzköpfiger Rasse. Besondere Untersuchungen in Dalarna lassen Lundborg nicht an die Existenz eines Daltypes im Sinne Peudlers und Kerns glauben. — Dann folgt das große Kapitel über die Rassenmerkmale des schwedischen Volkes. Einige Hauptergebnisse seien

herausgestellt. Im Volksdurchschnitt erscheint der überwiegend nordische Typus mit 50,52% (in Örebro Län 58,02% als Höchstziffer), der überwiegend ostbaltische Typus mit 3,08%. Es sind die Hauptstämme des schwedischen Volkes. Langköpfe zeigt Schweden im Durchschnitt 50,18% (Höchstziffer in Södermanland 42,35), Kurzköpfe 14,07%. Helle Augenfarbe findet sich bei 80,9%, mischfarbige bei 8,1%, braune bei 3,0%. Die Haarfarbe ist bei 69,4% hell oder dunkelblond, bei 25,1% braun, bei 2,2% braunschwarz oder schwarz, bei 3,3% rot. Die mittlere Körperhöhe beträgt 172,35 cm und ist in den oberen Schichten und in den großen Städten am größten. Von 1840—1914 ist bei den 21-jährigen Wehrpflichtigen eine Zunahme der Körperhöhe von 7 cm im Durchschnitt festgestellt worden. Nur diese wenigen Ergebnisse seien aus der Fülle der anthropologischen Messungen herausgegriffen zur schnellen Beleuchtung des schwedischen Rassebildes. Die vielen beigegebenen Bildtafeln bringen eine Reihe sprechender Aufnahmen schwedischer Typen; am angenehmsten berühren darunter wohl die Gruppen nordischer Kinder. Von den beiden „Dal“-Typen dürfte der zweite wenig zu Kerns Beschreibung der Dalrasse passen. — Das Werk ist ganz auf das Messverfahren aufgebaut, darin besteht seine Exaktheit. Immerhin übermittelt es aber noch nicht eine absolute rassische Erkenntnis. Das Seelische ist nicht mit der Zahl zu begreifen. Wer wie Claus den phänomenologischen Weg der Rasseforschung einschlägt, der wird nicht immer mit diesen Zahlen parallel gehen. In manchen der beigegebenen Bildtafeln wird man dann vielleicht mehr lesen können als in dem beigegebenen Kennwort „nordisch“, „ostbaltisch-lappisch“ usw. ausgedrückt ist.

Dr. W. Heidrich.

Frantz Koll Schröder, *Altgermanische Kulturprobleme*. 161 S. (Trübners philologische Bibliothek Bd. 11). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1929. Preis geb. M. 6.—, in Leinen M. 7.—.

Der Würzburger Germanist stellt sich mit diesem flüssig geschriebenen Buche in den Dienst einer anregenden These. Nachdem seit Sophus Bugges sehr gelehrten, aber sehr künstlichen Versuchen, die erhaltenen Reste des germanischen Glaubenslebens über das Christentum der irischen Mönche aus der Antike herzuleiten, die Germanistik das Vertrauen zu so weit ausholenden Konstruktionen verloren hat, muß sie sich endlich wieder aus ihrer Iso-

lierung herauswagen. Kein Volk hat alles nur aus sich, auch nicht die vielgerühmten Griechen. Die Geschichte der Germanen weist mindestens seit der Völkerwanderung nachdrücklich auf die Berührungen mit anderen Völkern hin, und wenn wir auch heute über altgermanische Kulturböhe wesentlich günstiger denken müssen, als es bis vor kurzem noch üblich war, so haben Einflüsse verschiedenster Art doch gewiß stattgefunden. Sie herauszufinden war man in den beiden letzten Jahrzehnten wiederholt bemüht. Axel Olafs Buch über Ragnarök, Gustav Neckels Untersuchungen über den Gott Balder sind Marksteine dieser Betrachtungsart. Frantz Koll Schröder, der schon in seinem „Germanentum und Hellenismus“ (Heidelberg 1924) solchen Fragen nachgegangen ist, behandelt sie jetzt auf breiterer Grundlage und so, daß aus den Versuchen und Ergebnissen Anderer und zahlreichen eigenen Aufstellungen eine Art Gesamtbild des Problems entsteht. Die germanische Völkerwanderung wird nicht mehr als die Zeit der Zerstückung, sondern im Anschlusse an Alfons Dopsch als Anheben eines neuen Aufbaus gewürdigt und die Goten, denen man als Vermittlern zwischen den Völkern des Schwarzen Meeres und den westlichen und östlichen Stammesgenossen viel zugemutet hatte, werden etwas entlastet. Insbesondere die Runen, deren Beziehung auf Wodan—Odin Schröder vom keltischen Schreibergotte Ogmia, aber auch von Mithras her zu verdeutlichen sucht, scheinen älter und heimischer, als man bisher annahm; Gustav Neckel ist dafür erst jüngst nachdrücklich und in einer Weise eingetreten, die noch stark über die von Schröder erwogenen Möglichkeiten hinausgeht. Die Tierornamentik, die ebenfalls der Schwarzenmeerkultur nahe steht und der ihrer späteren Entfaltung auffallend ähnliche dichterische Prunkstil der Stalben werden in ihren gegenseitigen Beziehungen vorwiegend nach Panzer, Naumann, Strzygowski knapp erörtert; der Vergleich der Stalbenedichtung mit der altgriechischen Hymnendichtung nach S. Dornseiff ist beachtenswert. Neue Ansätze des Verfassers, die z. T. sein Buch über Germanentum und Hellenismus fortsetzen, bringt vor allem der Abschnitt über die Mysterien, den Gestirnkult, die Zahl der Einberjer, Irminsul und die germanischen und finnisch-ugrischen Vorstellungen von Weltensäule und Weltbaum werden nach Holmberg und Pipping mit Iranischem verglichen und Schröder kommt von da aus dazu, Heimdall von dem iranischen Gotte Mithras herzu-

leiten. Für die iranisch-nordische Schöpfungsgeschichte und den Uexwitter Nimir stützt er sich stark auf den von Reitzenstein angelegten manichäischen Strom nach dem Norden. Überall setzt das Buch Leser voraus, die von den Quellen her Bescheid wissen, eigenes Urteil und Gegengründe mitbringen. Was jetzt fehlt und hoffentlich bald von berufener Seite geleistet wird, ist eine Zusammenstellung des gesicherten, wahrscheinlichen oder trotz aller entgegengesetzten Versuche immer noch möglichen Eigengutes der Germanen, wozu außer der Indogermanistik auch die Vorgeschichte mit ihren Funden auszuwerten wäre. Es geht hier um nichts weniger als die Wesensgründung germanischer Art. Daß die Entlehnungstheorie diesem Ziele in sehr aufklärender Weise dienen kann, hat jetzt S. K. Schröder eindringlich gezeigt.

Wolfgang Schulz (Görlig).

Wilhelm Teudt, Germanische Heilig-tümer. Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Erternsteinen, den Lippe-Quellen und der Teutoburg. Mit 46 Bildern und 3 Karten. 1.—3. Tausend. Verlag bei Eugen Diederichs, Jena 1929. 215 S. 2^o.

Die beiden Abschnitte über das Gestirnsheiligtum auf dem Erternsteine (S. 16 bis 24) und über die Pflegstätte der Astronomie in Osterholz (S. 31 bis 41) sind der Kern des Buches und im wesentlichen ein Wiederabdruck zweier Aufsätze aus dem *Mannus*, Zeitschr. f. Vorgeschichte, Bd. 14 u. 19. Die Erternsteine sind eine Sandsteingruppe, deren Mittelfelsen heute eine Votivkapelle mit Altar und Sonnenloch aufweist. Teudt sieht aber darin ein heidnisches Heiligum, das Karl der Große zerstörte. Auch sonst findet er an den Erternsteinen zahlreiche Beziehungen auf Altgermanisches und insbesondere Orientierungslinien, die auf den hohen Stand altgermanischer Astronomie Licht werfen sollen. Die Pflegstätte der Astronomie wird aus den Mauern und Wällen des Gutshofes Gierke bei Rohlfstätt erschlossen, in die Teudt Gestirnsazimute bincinsieht, aus denen nach einem sachastronomischen Gutachten folgen soll, daß es sich um eine Anlage um 1350 v. Chr. handelt und daß die Germanen, die er für diese Zeit dort voraussetzt, die hierzu erforderlichen hohen astronomischen Kenntnisse eben bereits besessen hätten.

Diese Aufstellungen und das Gutachten wurden im *Mannus* Bd. 19 von Kossinna und mir, und ebenda Bd. 20 von mir, K. Weerth, J. Hopmann und E.

Altfeld einer eingehenden Kritik unterzogen, bei der auch die Gegenseite ausführlich zu Worte kam. Es ergab sich: 1. Der Gutshof Gierke ist nach C. Schuchhardt, der die astronomische Ausdeutung ebenfalls entschieden ablehnt, eine Anlage des 17. Jahrhunderts n. Chr. 2. Teudts Annahme, daß etwa lebendige Helden oder Steinsetzungen die behauptete alte Anlage durch die Jahrtausende bis heute fortgerettet haben könnten, entbehrt jeder archäologischen Unterlage und ist höchst gezwungen. 3. Die von Weerth ausheimatlichen Erwägungen abgeleitete Ansicht Teudts, daß der Gutshof bis in karolingische Zeit hinaufreiche, würde nichts für das soviel höhere Alter der Mauernzüge oder der durch sie angegebenen Linien beweisen. 4. Die Ausdeutung der Mauernzüge auf Azimute und die Folgerungen daraus sind nach J. Hopmann, dem Astronomen der Bonner Universitätssternwarte, und E. Altfeld bloße Zahlenspielererei. 5. Die beiden astronomischen Gutachter Teudts haben die Grenzen ihrer sachlichen Zuständigkeit in ihrem Gutachten überschritten; einer von ihnen (Neugebauer) hat seinerzeit dem berichtigten Wendrin ein ähnliches Gutachten geliefert. 6. Für 1350 v. Chr. kommen in dieser Gegend nach Kossinna eher Kelten in Betracht, die von den Germanen zu Anfang der Bronzezeit erst langsam nach dem Süden zurückgedrängt werden.

Auf alle Einzelheiten des Buches in gleicher Weise einzugehen, würde natürlich zu weit führen; das Beispiel des Hofes Gierke muß genügen. Daß an einzelnen der 48 Stellen, die Teudt in ein rechtwinkliges, nach NS und OW ausgerichtetes Netz bringt (S. 105—140), auf dessen religiös bestimmten Linien man auch Nachrichten durch Feuerzeichen und Sirenen (S. 138) verbreitet habe, manche für die Erschließung unserer Vorzeit wichtige Beobachtung zu machen wäre, ist nicht zu bezweifeln. Aber soweit Teudt selbst schon archäologische Unterlagen vorzuliegen versucht, sind sie so unzureichend, daß man sich kein Bild eines Tatbestandes machen kann. Das gilt insbesondere von der Photographie der angeblichen Kennbahn in Langelsau (Abb. 19) und von der Zeichnung des vermuteten Hügelheiligtums zwischen den beiden Lauen (Abb. 21). So ist Teudt nach den Proben, die er gegeben hat, leider nicht der geeignete Mann für die im Lippe-Deilmold wahrzunehmenden vorgeschichtlichen Aufgaben. Im Gegenteil: Bücher wie das seine fäen Mißtrauen gegen eben die Wissenschaft, auf die doch auch er

sich schließlich angewiesen sieht, und verbreiten einen Geist der Unbelehrbarkeit und Rechtsaberei, durch den der Anteil der Öffentlichkeit an solchen Fragen ungünstig beeinflusst wird. Es ist zu wünschen, daß die in Lippe-Detmold zu lebenden, zu bergenden und zu erklärenden Altertümer unklaren Bestrebungen möglichst bald entrückt werden, am besten wohl durch Bestellung eines sachlich vorgebildeten und mit den nötigen Mitteln ausgestatteten Landeskonservators. Man sage nicht, daß es am Gelde fehle und erwäge, daß für die Fehlunternehmungen (man denke z. B. an Wendrin!) das Geld zunächst immer da ist. Die rechte Stelle, an einer erspriesslichen Lösung in Detmold mitzuwirken, wäre wohl die Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker. Was sich durch zielbewußte und tündige Tätigkeit auch in schwierigen Fällen erreichen läßt, hat das Breslauer Museum am Silingberge (Sobten) gezeigt. Vermöchte Teubts Buch dazu zu führen, daß hoffentlich recht bald auch in Detmold Ähnliches geleistet werden kann, dann hätte es, wenn auch auf einem bedauerlichen Umwege, doch genügt.

Wolfgang Schulz (Görlitz).

Winthuis J.: Das Zweigeschlechterwesen bei den Australiern und anderen Völkern. Lösungsvorschlag der ethnologischen Hauptprobleme auf Grund primitiven Denkens. — Bd. v. d. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie. Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig 1928. 297 S.

Gründliche Sprachkenntnisse und jahrelanges Zusammenleben mit den Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel Neupommerns gaben dem Verfasser des vorliegenden Werkes die Möglichkeit eines tieferen Eindringens in die geistige Welt der Melanesier, in das „primitive Denken“.

Nur ungenügend und erst nach langem, oft jahrelangem Zögern, gestattet der Eingeborene dem fremden Manne einen Einblick in seine geistige Welt. Für gewöhnlich bekommt der Europäer, insbesondere der der Landessprache unkundige, nur die Außenseite der Dinge zu schauen, deren tiefer Sinn nur dem Eingeweihten verständlich wird.

Winthuis ist es nach jahrelangem Aufenthalt gelungen, die Schranke des Mißtrauens zu durchbrechen; das ganze geistige Leben des Inselvolkes bis zu den intimsten Dingen hat sich seinen Beobachtungen erschlossen. Er beschränkt sich in dem vorliegenden Werk auf den Zug in der geistigen Kultur der Eingeborenen, der nach ihm der herrschende ist: das sexuelle

Süßlen und Denken, das mancherorts seinen stärksten Ausdruck findet in der Vorstellung vom „Zweigeschlechterwesen“, die sozusagen den Zeugungsakt in Permanenz verkörpern; in Mythen und Sage, in Märchen und bildender Kunst, überall treten uns nach W. solche Zweigeschlechterwesen entgegen als Ausdruck der vorwiegend sexuellen Bedingtheit des „primitiven Denkens“.

Es ist zu bedauern, daß W. nicht schärfer zwischen den sicheren eigenen Beobachtungen (die sich auf das vorhin erwähnte Gebiet Neupommerns beschränken) und den zum Teil m. E. etwas gewaltsamen Deutungen fremden Materials unterscheidet. Dadurch wird der Wert des Buches, der, soweit die vom Verfasser selbst gemachten Beobachtungen in Betracht kommen, wegen des z. T. ganz neuen Materials kaum zu überschätzen ist, stark gemindert; zuweilen wird man bei den Deutungen, die alles längliche = männlich, alles Runde = weiblich (nach der Ähnlichkeit mit den Geschlechtsteilen) erklären, peinlich an das Versehen der Psychoanalyse erinnert, die z. B. in den Arbeiten von Freud und Kohlen über den australischen Totemismus in ähnlicher Weise ebensogut aus anderen Motiven zu erklärende Dinge in das sexuelle Gebiet umbiegt.

Es soll nicht verkannt werden, daß die Arbeit von W. in manches heute noch dunkle Gebiet der Soziologie und Völkerkunde, wie den Totemismus, die Entstehung der Heiratklassen usw. neues Licht zu werfen imstande ist, vorausgesetzt, daß die ganze Basis der Forschung bedeutend verbreitert wird.

Über den Begriff des „primitiven Denkens“ zu streiten, ist hier nicht der Ort. Die Gefahren die er in sich birgt, nämlich das Übersehen rassistischer und historischer bedingter Unterschiede in der geistigen Kultur der verschiedenen „primitiven Völker“ treten leider auch in der Arbeit von W. deutlich hervor.

G. Spannaus.

„Unsere Heimat“, die Heimatbeilage zur Kösliner Zeitung (jährlich 24 Nummern), bietet eine Menge Wissenswertes auf volkstümlichem Gebiete, so z. B. in den letzten Folgen einen Aufsatz von Dr. Siuts „Verlobungs- und Hochzeitsbräuche als Denkmale genossenschaftlichen Lebens“. Die Dezemberbeilage brachte auch im letzten Jahre ein sachlich geordnetes Inhaltsverzeichnis der im Laufe des Jahres erschienenen Beiträge, so daß dieser Stoff der wissenschaftlichen Verwertung näher gerückt ist.

V. A. Schulz.